

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Eine ungekannte Welt

Judäus

Frankfurt a. M., 1907

I. Späte Sühne.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

I.

Späte Sühne.



Spalte 2

I.

For genau dreihundert Jahren lebte in Frankfurt a. M. Rabbi Jesaja Hurwitz. Er war einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit und das wollte damals viel sagen, wo Kenntniß der Thora und gewissenhafte Erfüllung ihrer Gebote Gemeingut der jüdischen Zerstreuten in allen Ländern ihrer Zerstreuung war. Rabbi Jesaja überragte seine Zeitgenossen durch seinen tiefen, hellen Geist, der alle Gebiete der Thora mit wunderbarer Vertrautheit beherrschte. Auch in die Wissenschaft der Kabbala war er tief eingedrungen. Mit seinem durchdringenden Verstand verband er ein edles Herz und eine innige, aufrichtige Frömmigkeit, welche die Gedanken des hohen Geistes und die Regungen dieses guten Herzens in herrliche Thaten umsetzten. Was außer diesen Vorzügen des Geistes und Herzens Rabbi Jesaja noch vor anderen Rabbinen vortheilhaft auszeichnete, war der Besitz irdischer Reichthümer. Er verwandte diesen Wohlstand in einer Weise zum Wohle seiner Mitmenschen, die uns geradezu unglaublich klingen würde, wenn wir nicht zuverlässige Zeugnisse darüber hätten. Rabbi Jesaja setzte sich nie zu Tische nieder, ohne daß wenigstens achtzig Gäste an seinem Mahl theilnahmen!*)

*) Bezeugt von seinem Sohne Rabbi Scheftel in der Vorrede des Buches: „Bowe Hoamudim.“

Dieser einzige Zug gibt uns einen Maßstab für die ungewöhnliche Wohlthätigkeit, die im Hause des Frankfurter Rabbiners geübt wurde. Dieses Haus und das Leben seiner Bewohner gehörten der ganzen Welt. Hunderte von Schülern hatten sich um den weltberühmten Lehrer aus aller Herren Länder zusammengefunden. Ihre Ausbildung und Versorgung galt Rabbi Jesaja unter den zahlreichen Liebesthaten, die seine Wirksamkeit auszeichneten, als Gegenstand besonderer Fürsorge.

Unter den Schülern, die zum großen Theil schon im gereiften Mannesalter standen, befand sich ein junger Mann, Namens Proßniger, der erst siebenzehn Jahre zählte und trotzdem von Rabbi Jesaja mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde.. Er hatte ein großes Wissen, und führte einen für seine Jugend so frommen Lebenswandel, daß er in dem Hause des Rabbiners als sogenannter Haus-Bochur Aufnahme gefunden hatte, also wie ein Hauslehrer als zur Familie gehörig betrachtet wurde.

Rabbi Jesaja hatte mit seinem Hausbochur eben das Pensum durchgesprochen, das er mit den Kindern im Talmud durchnehmen sollte, als die Rabbinerin ganz erregt ins Zimmer trat.

„Lieber Mann, Dein Pelz fehlt, ebenso Deine sämmtlichen Schabboskleider, und der schöne, blaue Zomtofroch mit den goldnen Knöpfen! Die hat Niemand anders genommen, als —“

„Sprich nicht weiter, liebe Frau,“ unterbrach mit sanftmüthiger Bescheidenheit Rabbi Jesaja die Aufregung seiner würdigen Ehehälften. Dieselbe war in der That die würdige Gattin ihres Gatten. Die große Gastlichkeit, die in diesem

Hause geübt wurde, wäre ohne eine solche Hausfrau ja nicht denkbar gewesen. Sie trug gern die schwere Bürde eines solchen Hausstandes, aber sie war doch zu viel Hausfrau, als daß sie einen solchen Mißbrauch ihrer Gastfreundschaft ruhig hätte hinnehmen sollen.

Sie wußte, wie ihren Mann die schlechte Handlungsweise eines Gastes empören mußte. Da sie aber in den Mienen und in den Worten ihres Mannes keine Spur von Erregung wahrte, so glaubte sie schon, sie habe sich in der That geirrt und ihr Mann wisse Näheres über den Verbleib der Kleider. Sie wurde in dieser Annahme noch bestärkt, als Rabbi Jesaja fortfuhr:

„Wenn Jemand einen Gegenstand nicht sofort finden kann, und er sagt, mir fehlt das und jenes, so hat er schon ein Unrecht gethan. Denn in dieser Form der Rede liegt schon eine mittelbare Verdächtigung des Diebstahls, wenigstens verbindet sie unser Sprachgebrauch stillschweigend damit. Hätte ich Dich aber weiter reden lassen und Du hättest gar den Namen desjenigen über die Lippen gebracht, den Du in Verdacht hast, so hättest Du möglichenfalls, ja sogar höchst wahrscheinlich einen unserer Gäste unschuldig verdächtigt. Das ist ein Verbrechen, schwerer als der vermeintliche Diebstahl, der Dich so erregt. Du weißt, was unsere Weisen sagen: „Wer Unschuldige fälschlich verdächtigt, der wird an seinem Körper bestraft.“ Und mit Recht. Der Gast hätte in vorliegendem Falle seinem Wirth nur einen Rock, aber die Wirthin hätte ihrem Gast die Ehre gestohlen.“

Gegen diese Argumente konnte die Rabbinerin nicht ankämpfen. Aber der blaue Rock mit den goldenen Knöpfen war so leicht nicht zu verschmerzen.

„Wenn ich nun sicher wüßte oder vermuthete, wer unsere Kleider hat, dürfte ich dann nicht nach dem Gesetz der Thora dort einmal eine Untersuchung vornehmen lassen?“ fragte nach einer kurzen Pause die Rabbinerin, indem sie dabei die Augen zu Boden senkte, weil sie einen vorwurfsvollen Blick ihres Gatten fürchtete, dem sie sich an Adel der Gesinnung so wenig ebenbürtig dünkte.

„Nach dem Recht der Thora allerdings. Aber wir sollen nie auf dem strengen Recht verharren. Wir müssen gegen unsere Mitmenschen so handeln, wie wir möchten, daß Gott mit uns verfährt. Wie könnten wir auch nur kurze Zeit bestehen, wenn Gott an unser Thun und Lassen den Maßstab des unerbittlichen Rechts legen wollte! Wie könnten wir Gottes Gnade für unsere Fehler und Schwächen anrufen, wenn wir an die Fehler unserer Mitmenschen nur das unerbittliche Maß des strengen Rechts legen wollten! Ist Dir nicht der Ausspruch der Weisen bekannt, daß, wer nicht auf seinem strengen Recht besteht, von Gott die Verzeihung aller Sünden erhoffen darf?“

„Gewiß kenne ich diesen Ausspruch,“ entgegnete die Rabbinerin. „Er ist von Raba und findet sich im Talmud Rosch haschono, Seite 17.“

Profnißer, der Zeuge dieser ganzen Unterredung gewesen war, entfuhr unwillkürlich einen Ruf des Erstaunens über die für eine Frau so seltene Belesenheit im Talmud. Die Rabbinerin, die in ihrer Erregung die Anwesenheit des jungen Mannes vollständig übersehen hatte, sagte zu ihrem Manne, so daß es Profnißer aber ganz gut hören konnte:

„Sage dem Bochor, wenn ich nachher fort bin, daß ich, wie es einer jüdischen Frau zukommt, niemals in eine Gemoro

hinein gesehen habe, daß ich das alles aus meinem deutschen Chumesch weiß, das ich so oft gelesen und wieder gelesen habe, daß ich die Seitenzahlen der angeführten Talmudstellen auswendig kenne."

Ueber Rabbi Jesaja's Züge glitt ein feines Lächeln, wie es zu geschehen pflegte, wenn ihm ein guter Gedanke durch den Kopf ging. Die Einmischung Proßnikers hatte ihn augenscheinlich auf diesen Gedanken geführt.

"Liebe Frau," fuhr er so heiter fort, daß die Erregung der Rabbinerin sich immer mehr und mehr legte, „wir wollen jetzt der Sache einmal auf den Grund kommen. Ich möchte Dich einmal überzeugen, wie leicht man Jemanden falsch beschuldigen kann. Die wolltest vorhin die Namen derjenigen nennen, welche Du im Verdacht des Diebstahls hast und wirst es mir sicher danken, daß ich Dich von dieser Sünde zurückgehalten habe. Da ich an die Unschuld der Männer glaube, so begehe ich wohl keine Sünde, wenn ich sie Dir nenne. Du brauchst es nur durch ein Kopfnicken zu bestätigen, wenn ich die Deiner Meinung nach richtigen vermüthe. Es sind die drei Herren, die schon seit zwei Tagen bei uns waren und heute nach Tisch weiter gereist sind. Ist's so?"

"Du bist ein leibhaftiger Beweis für die Worte der Weisen, daß ein Weiser größer ist als ein Prophet."

"Nun denn, die Leute sind jetzt etwa seit vier Stunden fort. Sie haben mir gesagt, daß sie in der Richtung nach Mainz reisen, ich werde einen Boten nachsenden, der ihre Effekten durchsuchen soll und nöthigenfalls sogar mit Hilfe der Polizei und dann wollen wir sehen, wer von uns beiden Recht hat. Das Naheliegendste wäre, daß ich unseren Gabbe Reb Schamschon nachschicke. Aber abgesehen davon, daß er

durch sein Alter etwas schwerfällig ist und die Reisenden nicht so rasch einholt, möchte ich die Beschämung der unschuldig Verdächtigten nicht dadurch vergrößern, daß ich noch einen Dritten ins Vertrauen ziehe. Da aber unser Hausbochur ohnedies Zeuge unserer Unterredung war, so schlage ich ihn für diese Mission vor. Was hältst Du davon?"

„Wenn er Dir genehm ist, so ist er mir's gewiß,“ erwiederte die Angeredete mit feiner Anspielung auf ein gleichlautendes talmudisches Citat.

„Proßnitzer macht Euch reisefertig, in einer halben Stunde seid Ihr hier bei mir. Dann will ich Euch Eure Verhaltensmaßregeln mit auf die Reise geben. Ich denke, daß Ihr nur zwei bis drei Stunden zu marschieren braucht, um die drei Gäste zu finden. Sie sind nicht so gut zu Fuß wie Ihr es seid. Sind sie wirklich unehrlich, dann trinken sie und halten sich lange in Wirthshäusern auf. Also, verliert keine Zeit.“

Proßnitzer entfernte sich sofort, aber die Rabbinerin hielt noch das Bedenken zurück, ob die Fremden nicht vielleicht ein falsches Reiseziel angegeben hätten, um vor jeder Verfolgung sicher zu sein.

„Sei unbesorgt,“ entgegnete Rabbi Jesaja. „Die Herren ersuchten mich um Empfehlungen an den Rabbiner von Mainz, die ich ihnen auch bewilligte. Das wird Dir genügen. Für mich, der ich sie für unschuldig halte, bedarf es dieses Beweises nicht einmal. Wir wollen jetzt über den ganzen Handel so wenig Worte verlieren, als nur eben möglich, um nicht zu einer Sünde zu gelangen. Hat sich die Sache erst aufgeklärt, so wollen wir unsere Gedanken darüber schon austauschen.“

„Lieber Mann,“ entgegnete die Rabbinerin, „ich habe bei der ganzen Sache nur ein Bedenken. Wo wir beide bis jetzt je eine Meinungsverschiedenheit hatten, hat sich füglich immer herausgestellt, daß ich im Unrechte war und Du immer Recht hattest, ich fürchte, es würde dieses Mal wieder so gehen.“

„Du fürchtest?“ entgegnete Rabbi Jesaja. „Darüber müßtest Du Dich freuen, wenn es uns gelungen ist die Unschuld fälschlich Verdächtigter an den Tag zu bringen! Wenn Du aber wirklich glaubst, daß ich im Rechte bin, und daß Du die drei Leute in der That unschuldiger Weise verdächtigt hattest, dann können unsere Nachforschungen unterbleiben.“

„Aber wie bekommen wir unsere schönen, gestohlenen Kleider wieder?“

„Du sprichst schon wieder von gestohlenen Kleidern! Ich sehe, wir müssen der Sache ihren Gang lassen, sonst wirst Du mit dem Munde mir zustimmen, im Herzen aber den schwarzen Verdacht weiter hegen. — Proßniher soll auf die Reise nach Mainz!“

II.

Die Rabbinerin hatte kaum wenige Minuten das Studirzimmer — damals sagte man „Lernstube“ — ihres Mannes verlassen, als Wolf Proßniher reisefertig eintrat. Die Freude, wieder einmal reisen zu können, wenn auch nur für wenige Stunden, und die noch größere, seinen Wohlthätern einen kleinen Gegendienst leisten zu können, blitzte aus den dunklen Augen des jungen Mannes. Er trug in der rechten Hand einen derben, fernigen Stock und in der linken ein kleines Paquet.

„Was habt Ihr in dem Paquet?“ fragte leutselig der Rabbiner.

„Es enthält nichts als Tallis und Tephilin und ein kleines Raschi-Chumesch, um, wenn sich Zeit dazu findet, unterwegs etwas lernen zu können.“

„Das ist Recht. Aber Ihr habt eine wichtige Sache vergessen. Ihr müßt Euch etwas zu essen mitnehmen, und ich gestatte nicht, daß Ihr das Haus verlasset, ohne Euch in der Küche richtig zu verproviantiren. Ihr wißt, Gedola Legima! Die Wegzehrung ist etwas Großes. Wir lassen keinen Fremden ohne Nahrungsmittel für die Reise ziehen, wie könnten wir Euch eine Reise ohne Proviant antreten lassen, die Ihr für uns zu machen so freundlich seid. Aber jetzt habe ich Euch im Vertrauen eine Mittheilung zu machen; sezt Euch.“

Als sich der junge Mann niedergesetzt hatte, trat Rabbi Jesaja an ihn heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Es drückt mich ungemein, daß meine gottesfürchtige Frau gegen fremde Menschen einen schwarzen Verdacht hegt, ohne einen anderen Anhaltspunkt dafür zu haben, als daß sie die Kleider nicht mehr findet, und daß die drei Reisenden kurz vor Entdeckung dieses Verlustes abgereist sind. Das Schlimmste aber ist, daß ich aus dem ganzen Auftreten des jüngsten dieser drei Gäste leider Ursache anzunehmen habe, der Verdacht sei nicht unbegründet. Ich möchte nun nicht, daß meine Frau die Sünde begeht, Jemanden zu verdächtigen und möchte auch nicht, daß der vermuthliche Dieb sich fortgesetzt der Sünde schuldig macht, gestohlene Sachen zu besitzen. Ihr reist also den Leuten nach; Ihr werdet sie bald eingeholt haben, und könnt ohne große Mühe feststellen, daß sie die Kleider haben. Ihr sagt den Leuten, ich, der Frankfurter Ras, schickt Euch,

um den dreien zu erklären, daß die Kleider, die sie aus meinem Hause mitgenommen haben, ihnen von mir geschenkt und somit von nun ab ihr rechtmäßiges Eigenthum sind. Ich möchte nicht, daß ein Mensch durch mich von Gott bestraft werden sollte. Da ich diese Strafe auf diese Weise von ihnen abwenden kann, so bin ich dazu verpflichtet. Dann reist Ihr, Lechajim Ulescholaum, nach Frankfurt zurück und erklärt vor mir und meiner Frau, der Wahrheit gemäß, daß Ihr alle Effekter der drei Reisenden untersucht hättet, aber Kleider, die mir gehören, seien keine dort. — Habt Ihr mich verstanden?“

„Rabbi,“ entgegnete Proßnizer, „wohl habe ich Euch verstanden, aber Ihr seid kein Mensch, Ihr seid ein Engel Gottes; Ihr verschwendet Eure Güte an Unwürdige, Ihr —“

Aber Rabbi Jesaja schnitt mit gefurchter Stirne und finsterem Blick jede Entgegnung ab:

„Kein Wort weiter! Wenn mir nur Alles so klar wäre wie das, was ich hier zu thun habe, und Ihr wollt mich von meiner Pflicht abwendig machen? Ihr werdet sehen, die drei Verbrecher werden ehrliche Menschen, wenn sie mich vor der Strafe zittern sehen, die ihr Leichtsinne ihnen zugezogen und die Rebbezen wird keinen Menschen mehr unschuldig im Verdacht haben, wenn sie zu der Ueberzeugung kommt, daß sie sich diesmal geirrt hat. Wiegt das Seelenheil von vier Menschen Euch nicht schwerer, als die paar Lappen, um die es sich hier handelt? Schämt Euch, Proßnizer, wenn ich Euch nicht so gut zu kennen glaubte, ich könnte an Euch irre werden, und jetzt macht Euch auf den Weg! Zelach Urchaf! Ich werde Euch den Priesterseggen nachsagen.“

Proßnizer war kaum drei Stunden in der Richtung nach Mainz marschirt, als er in einem einzelnen Wirthshause am

Wege die drei Freunde traf. Sie hatten aus dem Weinkeller des Rabbiners einige Flaschen Wein mitgenommen, mit dem sie sich gütlich thaten. Ihre Reiseutensilien hatten sie auf einem kleinen Handwagen vor dem Wirthhaus stehen, und noch ehe Proßnizer die Wirthstube betreten, hatte sein scharfer Blick schon die gestohlenen Kleidungsstücke herausgefunden. Kaum war er in die Wirthstube eingetreten, so erkannten die Becher den Hausbochur und auch die ganze Situation, in der sie sich befanden. Sie entboten ihm den Gruß, wie einem Fremden und reichten ihm ein Glas Wein. Mit Rücksicht auf die anwesenden fremden Gäste wurde die Conversation in hebräischer Sprache geführt. Von den Weinflaschen war noch eine unberührt und trug das ihm wohlbekannte Siegel. Aber er that als merke er dies nicht und fragte die Becher, wie sie dazu kommen, in einer nichtjüdischen Wirthschaft verbotenen Wein zu trinken.

„Der Wein,“ stammelte der älteste, „ist ein Weggeschenk der Frankfurter Rebbezen, die keinen Gast ziehen läßt, ohne ihn für die Reise mit Behrung zu versehen. — Wer seid Ihr denn eigentlich?“

„Ich bin,“ entgegnete Proßnizer, „in einer ähnlichen Lage wie der Hausmeister des Königs Joseph, als er den Söhnen Jakobs nachgesandt wurde, um den silbernen Becher seines Herrn zurückzuholen. Ich richte an Euch wie jener zunächst die Frage: „Wie könnt Ihr Gutes mit Bösem vergelten?“ Und nun redete ihnen Proßnizer so zu Herzen, daß sie beschämt die Augen niederschlugen.

„Ihr habt Recht,“ sagte der eigentliche Attentäter, „einen Mann wie den Frankfurter Raf zu bestehlen, ist eine doppelte Sünde. Wir geben auch alles zurück und bitten Euch bei

Eurem Herrn ein gutes Wort für uns einzulegen, daß er unsere schlechte That verzeihen möge.“

Nun erklärte Proßnitzer den erstaunten Zechern, daß er gesandt sei die Kleider ihnen zu schenken, daß er sie deshalb nicht mehr annehmen könne, denn sie seien bereits ihr Eigenthum. Wer dem anderen einen Heller stiehlt, hat ihm sein Leben genommen, lehren unsere Weisen, gesegnet sei ihr Andenken. Der Frankfurter Raf möchte nichts an seinem Körper tragen, was andere Menschen zu einem solchen Unrecht verleitet hat. Behaltet die Kleider, verkauft sie meinetwegen und von dem Erlös richtet ein Geschäft ein. Gebt Euer Vagabunden-Leben auf und werdet redliche Menschen, dann verzeiht Euch mein Herr gerne.“

„Wir geben Euch Tetias Raf (Handschlag),“ hob nun der Älteste und Wortführer der drei an, „daß wir Euren Rath befolgen werden und zum Beweis für die Aufrichtigkeit unserer Gesinnung wollen wir Euch die Empfehlungsschreiben zurückgeben, die der Frankfurter Raf uns nach Mainz mitgab. Wenn wir arbeiten wollen, empfehlen wir uns selbst. Seid Ihr damit einverstanden?“ fragte er seine beiden Genossen.

„Von Herzen gern,“ riefen beide. Sie gaben Proßnitzer den Handschlag, händigten ihm ihre Schreiben ein und zogen ihres Weges weiter nach Mainz, während Proßnitzer freudigen Herzens nach Frankfurt zurückkehrte, wo er Abends spät eintraf. Das Haus des Rabbiners war schon geschlossen. Glocken hatte man damals noch nicht an den Thüren, sondern Thürklopper. Mit diesem schlug Wolf Proßnitzer dreimal kräftig an die Hausthüre, die sich ihm sofort öffnete. Er wurde noch von seinen beiden edlen Auftraggebern erwartet.

Die Rabbinerin war sofort beim Anblick Proßnitzer's

enttäuscht. Sie hatte ihn mit einem schweren Pack Kleider zurückerwartet und als er mit leeren Händen kam, wußte sie bereits, daß die Reise erfolglos war.

„Nun, Eure Reise hat nicht den gewünschten Erfolg gehabt?“ fragte bekümmert die Rabbinerin.

„Wie man's nimmt,“ erwiderte der Gefragte. — „Die Kleider habe ich allerdings nicht. Aber die Gewißheit bringe ich Euch, daß die drei Männer ehrliche Leute sind. Ich habe Alles, was sie besaßen durchsucht und festgestellt, daß Alles ihr Eigenthum, jedenfalls aber nicht das Euerige ist.“

„Gott sei Dank!“ erwiderte die Rabbinerin. „Ich habe also wirklich unschuldige Menschen fälschlich im Verdacht gehabt? Wie kann ich das wieder gut machen?“

„Jede Sünde macht man wieder gut, indem man sie zunächst bereut und den festen Vorsatz faßt, sie nicht wieder zu thun,“ entgegnete Rabbi Jesaja.

„Ich werde gewiß, soweit ich kann, Alles wieder gut zu machen suchen,“ erwiderte die biedere Frau, „und gewiß keinen Menschen mehr unschuldiger Weise verdächtigen.“

„Das ist brav gesprochen,“ erwiderte der Rabbi, „aber es ist ungemein schwer, einen solchen Vorsatz treu zu erfüllen. Es treten gerade nach dieser Seite hin so schwere und so häufige Versuchungen an uns heran, daß auch die festeste Standhaftigkeit sich ihnen nicht gewachsen zeigt. Beten wir deshalb doch täglich im Morgengebet, daß uns Gott nicht in Versuchung führen möge, und wir wollen diese Bitte von morgen ab inniger als je zum himmlischen Vater emporsenden. Aber jetzt ist es Zeit zur Ruhe; Proßniher ist gewiß müde und auch Du bist durch die Aufregung des Tages mehr als sonst der Ruhe bedürftig.“

„Ich könnte noch nicht schlafen, denn mich quält jetzt mehr als den ganzen Tag der Gedanke, was wir thun könnten, um wieder zu unserem Eigenthum zu kommen. Im Hause sind die Kleider nicht; ich habe jeden Winkel deshalb ohne Erfolg durchsucht. In hohem Grade verdächtig kam mir das Mädchen vor, welches uns jeden Sabbat die Zimmer heizt, es hat einen Geliebten — —“

„Um Himmelswillen!“ fuhr der Rabbi mit so lautem Aufschrei in die Höhe, daß die Rabbinerin betroffen zu ihm emporschaute. „Um Himmelswillen! sprich nicht weiter. Eben hast Du Dir gelobt, keinen Menschen mehr zu verdächtigen und Du verfällst fast in demselben Athemzug wieder in den alten Fehler.“

„Du hast Recht; ich bin ein schwaches, fehlendes Weib, verzeihe mir meine Uebereilung. Aber jetzt war es das letzte Mal; von nun an soll es sicher nicht wieder vorkommen. Es wäre mir wohl auch jetzt nicht passiert, aber der Verlust der Kleider geht mir ungewöhnlich nahe. Es ist besonders der neue blaue Zomtofrock, den Du erst auf jüngsten Pessach anfertigen liehest, den kann ich nicht vergessen, mit seinen zwölf goldenen Knöpfen. Sie waren, wie Du weißt, ein Erbstück meines seligen Großvaters, und jeder einzelne war ein Kunstwerk für sich von einer Solidität und Feinheit der Arbeit, die man heute gar nicht mehr kennt.“

„Sind Knöpfe dieser Art für Geld nicht mehr zu haben?“ fragte Rabbi Jesaja.

„O, ich kenne Dich,“ erwiderte die Gefragte, „Du würdest sie für alles Geld aufzutreiben suchen, um mich zu beruhigen. Aber sie sind um keinen Preis zu haben, denn sie existiren nicht mehr zum zweiten Male. Sie sind wahre

Kabinetstücke der alten Goldschmiedekunst und waren vielleicht schon viele Jahrhunderte alt. Wer weiß, wie lange sie schon in unserer Familie sich von Eltern auf Kinder vererbt haben."

"Was würdest Du sagen," frug der Rabbi, "wenn ich Dir die Knöpfe herbeischaffe, ehe fünf Minuten verflossen sind?"

Als Rabbi Jesaja diese Frage stellte, schlug die Thurmuhr gerade die Mitternachtsstunde. Von der Straße tönte der Ruf des Nachtwächters, welcher in der Judengasse die zwölfte Stunde verkündete. Eine solche Frage von Rabbi Jesaja gestellt, war für die Rabbinerin so viel, als sei sie bereits in ihrem Sinne beantwortet. Sie wußte, wie die ganze Welt ihren Gatten als einen der größten Rabbalisten der Gegenwart verehrte. Noch niemals hatte sie gesehen oder gehört, daß ihr Mann seine Kenntnisse der Geheimlehre angewandt hätte, um als Wunderthäter zu gelten. Wenn er aber in fünf Minuten die Knöpfe schaffen kann, dann war für sie kein Zweifel mehr, daß ihr gefeierter Gatte wirklich der Mann war, zu dem die ganze Judenheit in solcher Verehrung emporblickte. — Diese und ähnliche Gedanken wirbelten ihr so toll durch den Kopf, daß sie mit stierem Blick und offenem Mund auf ihren Gatten starrte und ganz auf die an sie gerichtete Frage zu antworten vergaß.

"Ich will Dir sie geben, die goldenen Knöpfe, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich erstens nicht fragst, wie ich zu ihnen gekommen bin, und daß Du Dich zweitens sofort zur Ruhe begiebst, nachdem Du Deinen Schatz sicher geborgen hast."

Mit diesen Worten erhob sich Rabbi Jesaja, öffnete einen der zahlreichen Wandschränke seines geräumigen Zimmers, der mit alten goldenen und silbernen Pokalen, Sabbolobbüchsen,

Esrogfchaalen, Girandolen u. dergl. angefüllt war, nahm einen goldenen Becher und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch.

„Sind das Deine zwölf Knöpfe?“

Die Rabbinerin erbleichte und hatte nicht den Muth einen der Knöpfe zur genauen Besichtigung und Prüfung in die Hand zu nehmen. Als der Rabbiner ihr den nächstliegenden in die Hand drückte, zitterte die Hand erregt hin und her. Aber als sie den ersten Blick darauf geworfen hatte, schrie sie laut auf: „Ribbaunau schel Mulom, Herr der Welt, das sind ja die Knöpfe meines Großvaters. Ich bitte Dich, lieber Mann, woher sind diese Knöpfe plötzlich gekommen?“

„Halt!“ entgegnete in seiner gewohnten Ruhe der Rabbiner, indem er seinen Schrank wieder verschloß, „mit dieser Frage hast Du schon gegen den ersten Punkt unserer Abmachung verstoßen. Jetzt aber gehe zur Ruhe, damit Du nicht auch noch gegen den zweiten Punkt fehlst. Und Ihr, Proßniger, werdet heute auch ohne gewiegt schlafen. Wenn Ihr morgen früh den Schiur vor dem Morgengebet verschlafen solltet, so will ich Euch für diesmal entschuldigen. Aber jetzt, gute Nacht!“

III.

Rabbi Jesaja, seine Frau und sein Hausbochur fanden in dieser Nacht alle drei keinen Schlaf. Von Rabbi Jesaja war dies selbstverständlich, er war der einzige, der ihn nicht gesucht hatte. Rabbi Jesaja ging außer Freitag Nacht niemals zu Bett. Er lernte, lehrte, schrieb und arbeitete von früh bis spät, so lange, als ihn der Schlaf nicht übermannte. Machte die Natur gebieterisch endlich ihr Recht geltend, so schlief

er da, wo er gerade stand oder saß, in den Kleidern einige wenige Stunden und war dann so frisch und neu gestärkt, wie andere, die auf den feinsten Daunen und Flaumfedern der Ruhe pflegen.

Als er in jener Nacht wieder allein war, ging er zum zweiten Male über denselben Schrank, öffnete eine geheime Seitenthüre und nahm ein großes, geschriebenes Werk heraus, in dessen Studium er sich vertiefte und worüber er alles andere vergaß. Es war ein großes kabbalistisches Compendium, nach den Figuren zu schließen, die auf jeder Seite in den Text eingestreut waren.

Die Rabbinerin, die zum ersten Male den untrüglichen Beweis der kabbalistischen Wunderkraft ihres Gatten in dem ihr so theueren Familienerbstück in Händen zu haben glaubte, musterte in ihrem Schlafzimmer noch einmal die Knöpfe. Ihre Echtheit war zweifellos. Und ihr Mann hatte das Wunder so schlicht und planlos vollbracht, wie Jemand sonst zwölf Heller auf den Tisch wirft. Wie hat er es nur angefangen, und wenn er so spielend über die Geister gebot, warum hatte er nicht auch den Rock und die übrigen theuren Gewänder zur Stelle geschafft? Und sie durfte nicht fragen. Sie hätte die Hälfte der Knöpfe, ja sie hätte alle für die Lösung des Räthfels hingegeben! Diese und ähnliche Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf und ließen sie erst mit Anbruch des Tages Ruhe finden.

Profniker's klarer Verstand faßte die Sache nüchterner auf. Daß an der Herbeischaffung der Goldknöpfe die Wissenschaft der Kabbala keinen Antheil hatte, das stand ihm fest, je mehr er davon überzeugt war, wie tief sein Meister in die Geheimnisse der Kabbala eingedrungen war. Er sagte sich: Von

Gott, dem Herrn aller Wunder, wissen wir, daß er kein Wunder umsonst thut, wie ließe sich das also von einem gottbegnadeten Menschen erwarten, wie es sein Lehrer war, der doch immerhin, wie groß auch seine Wundermacht sein möge, sie doch nicht in den Dienst irdischer, vergänglicher Dinge stellen würde. Um so räthselhafter war aber gerade ihm der ganze Vorgang, da er heute Abend noch die glänzenden Knöpfe an dem blauen Rock vor dem Wirthshause gesehen hatte. Umsonst zermarterte er sein Gehirn; eine Erklärung vermochte er nicht zu finden. Lange trug er sich mit dem Gedanken, vor seinen Meister frisch und frei mit der Bitte, um eine Erklärung des ganzen Vorgangs hinzutreten, aber dazu besaß er doch nicht den Muth. Sein Lehrer, an dem er in glühender Begeisterung und Verehrung hing, sein Geistesadel, seine Herzensgüte und seine Charaktergröße dünkten ihm ein größeres Wunder, als wenn sämtliche Engel und Geister alle Schätze Indiens und Arabiens ihm jezt zu Füßen gelegt hätten.

Da er keinen Schlaf finden konnte, machte er von dem ertheilten Dispens, den Früh-Schiur heute Morgen versäumen zu dürfen, keinen Gebrauch. Punkt 4 Uhr klopfte er, wie jeden Morgen, an die Thüre seines Lehrers. Dieser war noch in sein Manuscript vertieft und war sichtlich erstaunt, Proßnizer so früh wiederzusehen. In seiner Leutseligkeit wandte er sich an seinen Hausbochur und hieß ihn durch eine Handbewegung niedersitzen, indem er sagte:

„Da ich glaubte, Ihr kämt möglicherweise von Guerer Reise spät oder gar nicht mehr vor dem anderen Tag zurück, habe ich den Schiur absagen und auf heute Nachmittag 4 Uhr festsetzen lassen. Ich kann Euch doch nicht als Lohn für Eure Mühe noch um Guer Lernen bringen. Es ist übrigens gut,

daß wir allein sind, so früh werden wir am wenigsten gestört, und ich habe ja noch gar keinen Bericht von Guerer Reise."

Proßnizer setzte sich nieder und der Rabbi fuhr fort:

"Ich nehme an, daß Alles so den Verlauf genommen hat, wie wir vorher gesagt haben, und es ist in diesem Falle schade, die kostbare Zeit mit unnützen Worten zu verlieren. Ihr habt auch bis auf einen Punkt Eure Mission gut erfüllt. Wenn man sich aber einer so delikaten Aufgabe zu entledigen hat, die einen so hart an die Grenze führt, die zwischen Wahrheit und Unwahrheit liegt, so muß man doppelt und dreifach ängstlich auf das Wort der Thora bedacht sein: „Von jedem Wort der Lüge halte Dich fern.“ Das habt Ihr ein einziges Mal — seid mir tausendmal mauchel — vielleicht nicht genügend beachtet; sonst hättet Ihr nicht wohl sagen dürfen, daß alle drei Betroffenen ehrliche Menschen sind. Ehrliche Menschen sind sie doch nicht?"

"Gestattet mir der Rabbi ein Wort der Entgegnung?" fragte bescheiden Proßnizer.

"Gewiß, so viel Ihr wollt," erwiderte der Rabbi.

"Nun denn," begann Proßnizer, „möge es mir gestattet sein, an die Stelle zu erinnern, die wir erst kürzlich gelernt haben. Wenn Jemand eine Frau ehelicht unter der Voraussetzung, daß er ein vollendet gerechter Mann sei, es stellt sich aber heraus, daß er bis dahin ein Bösewicht war, so ist der Trauungsakt doch gültig, denn der Schlechte kann in diesem Augenblick den Vorsatz gefaßt haben, ein gerechter Mann zu werden. Dann ist er es sofort, wie er diesen Vorsatz ausgesprochen hat. Wenn somit ein vollendetes Bösewicht in wenigen Sekunden durch den Vorsatz der Besserung ein voll-

kommen Gerechter werden kann, kann dann nicht auch ein notorischer Dieb ebenso rasch ein ehrlicher Mann werden?"

„Ohne Zweifel kann das sein,“ entgegnete der Rabbi. „Aber die Hauptsache, der Vorsatz zur Teshuba, zur aufrichtigen Besserung, der muß doch vorangehen, und dieser fehlt aber hier.“

„Verzeiht, Rabbi, diese Bedingung war in diesem Falle in bündigster Weise erfüllt,“ — bemerkte Proßniger, und erzählte nun dem Rabbi sein Begegniß mit den drei Fremden, wie sie ihm durch Handschlag gelobt hatten, ehrliche Menschen werden zu wollen und wie sie dem Rabbiner die Empfehlungsschreiben zurückschickten, die Proßniger bei seiner Rückkunft nicht abgeben konnte, weil die Frau Rabbinerin zugegen war.

„Das habt Ihr zu wege gebracht, Proßniger?“ fragte leuchtenden Auges Rabbi Jesaja. „Was haben wir da doch für ein gutes Geschäft gemacht; mit einem Arm voll Kleidern drei Seelen gerettet! Wahrlich, wahrlich! Israel ist heilig! Auch die Leeren unter ihnen sind an Gutthaten so reich, wie der Granatapfel an Kernen. Unter solchen Umständen wart Ihr selbstverständlich im Recht mit Euren Worten und nun seid mir wirklich mauchel, daß ich so vorschnell einen Vorwurf gegen Euch erhoben habe. Wer einen anderen unschuldig verdächtigt, muß ihn zufriedenstellen und ihm einen Segen geben, was könnte ich Euch gewähren, um mein vorschnelles Urtheil über Euch wieder gut zu machen?“

Einen Augenblick, aber nicht länger, dachte Proßniger daran, diese Situation auszunützen, um von dem Rabbi die Lösung des Räthfels zu erbitten, das ihn so sehr beschäftigte. Aber sofort gewann sein edler Charakter wieder die Oberhand, der sich eines solchen Schrittes schämte.

„Rabbi, ich weiß nicht, was ich reden soll,“ entgegnete Proßniger. „Ich habe nichts Gutes und Ihr habt nichts Böses gethan. In Eurer Selengüte und Eurer Bescheidenheit seht Ihr Euer verdienstlichen Handlungen durch ein Verkleinerungsglas und das Wenige, was ich hier zufällig thun konnte, durch lauter Vergrößerungsgläser. Ihr habt nichts zu danken, und ich habe nichts mauchel zu sein. Hat Jemand etwas zu danken, so bin ich's, daß Ihr mich gewürdigt habt, einen Blick in Euer großes, edles Herz zu thun und dafür sage ich Euch aus tiefstem Herzen meinen heißen Dank.“

„Eine kleine Erkenntlichkeit muß ich Euch aber doch noch erweisen,“ unterbrach ihn lächelnd der Rabbi, „indem ich Euch das Wunder mit den goldenen Knöpfen erkläre. Ich habe übrigens auch noch eine andere Absicht dabei, die Ihr leicht errathen werdet, Euch über die Sache klaren Wein einzuschenten. Ihr haltet mich doch jetzt für einen großen Baal Schem, wie es die Rebbezen thut. Wie?“

Bei diesen Worten warf Rabbi Jesaja einen prüfenden Blick auf den jungen Mann, den dieser aber mit seinem natürlichen Verstand und seiner geraden, aufrichtigen Denkweise leicht parirte.

„Nein, offen gesagt,“ erwiederte Proßniger, „für einen Baal Schem hätte ich Euch deshalb nicht gehalten; die Erklärung des Wunders ist nach einer anderen Seite hin zu suchen, aber wie und wo, dafür reicht mein Wissen und Denken nicht aus. Ich habe keine Ahnung einer Lösung, obwohl ich die ganze Nacht darüber nachgegrübelt habe.“

„Die Nacht war für Euch nicht sehr lang, aber Ihr sollt das Räthsel sofort gelöst bekommen. Den ganzen vergangenen Winter drang die Rebbezen in mich, ich mußte mir auf Besch

einen neuen Rock machen lassen, da der bisherige für Somtof nicht mehr gut genug sei. Wiederholt protestirte ich dagegen, aber füglich entsprach ich dem Wunsche meines wackeren Weibes. Für meine Nachgiebigkeit versprach sie mir die zwölf goldenen Knöpfe an das neue Kleid anbringen zu lassen, die ihr von ihrem Großvater — der Friede sei über ihn — kurz zuvor als Erbe zugefallen waren. Am Erbe Besach in aller Frühe brachte ihn Schneider Jerachmiel in's Haus. Meine Frau konnte den neuen Rock mit den herrlichsten aller Knöpfe nicht genug bewundern und legte ihn, nachdem sie ihn lange genug gemustert hatte, auf mein Bett, damit ich ihn Nachmittags anziehen könnte. Mir war bei dem neuen Rock mit dem kostbaren Schmuck nicht ganz geheuer. Was ihn anderen als erstrebenswerth erscheinen ließ, machte ihn mir verleidet. Es war mir ein beschämendes Gefühl, einen Rock zu besitzen, für den jeder Kenner mehr bezahlt hätte, als für den Träger und Besitzer des Rockes. Dann hätte mich immer der Gedanke beunruhigt, wie leicht könnte ich einen dieser theueren Knöpfe verlieren, wie leicht die Lüfternheit von eitlen Menschen mit dem Flitter rege machen, und sie veranlassen, das letzte der zehn Gebote zu übertreten, kurz, ich konnte die reine, kindliche Freude meiner wackeren Frau — Gott erhalte sie uns gesund — nicht theilen. Messingene Knöpfe oder höchstens silberne, wie sie mein vorheriger Somtof-Rock hatte, hätte ich für meine Person vorgezogen; aber was thut man nicht um des lieben Hausfriedens willen. Der Rock war einmal da und mußte getragen werden.

Während ich da sitze und gerade die nöthigen Vorbereitungen für den Verkauf des Chomez treffe, kommt ein großer Talmid Chochom zu mir herein — Ihr kennt ihn auch,

aber ich will eben seinen Namen nicht nennen — und vertraut mir an, daß er sein ganzes Vermögen den letzten Winter verloren habe, daß er seine Somtos-Kleider versetzt habe und wenn er sie heute nicht einlösen könne, so käme sein Rückgang, den er bis dahin verheimlichen konnte, an die Oeffentlichkeit. Da kam mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Ich schnitt die zwölf goldenen Knöpfe ab, gab dem Armen den neuen Rock und die nöthigen übrigen Kleidungsstücke und freute mich nicht so sehr der guten That, als der List, mit der ich meiner Frau nun augenscheinlich beweisen konnte, daß mein alter Rock noch gut genug war. Ich wußte, daß sie sich mit dem alten Rock heute Abend, wenn sie ihn nur für neu hält, genau so freuen wird, als mit einem neuen, und das that meiner Eitelkeit schon jetzt wohl, denn das war doch der vollgiltigste Beweis, daß ich im Rechte war, wenn ich meinen bisherigen Rock noch für gut genug hielt.

Ich hätte nur die Knöpfe meines bisherigen Rockes abschneiden und die neuen dransetzen müssen. Doch meine Abneigung gegen diesen Luxus ließ mich einen anderen Weg versuchen. Ich schickte zu unserem Goldschmied Reb Mosche Zoref und zeigte ihm einen der Knöpfe mit der Frage, ob er mir bis heute Nachmittag zwölf ähnliche Knöpfe, aber aus unechtem Golde herstellen könne.

Reb Mosche's Augen leuchteten, als er den Knopf sah und sagte, dieser Knopf enthielte einen sehr hohen Werth. Diese getriebene, kunstfertige Arbeit kann heute kein noch so vollendeter Goldkünstler nachmachen. Aber aus Talmi oder Tombak imitirte Knöpfe von der Größe eines Thalers, wie dieser da, ließen sich, wenn auch nicht genau übereinstimmend, doch ziemlich ähnliche aufreiben, wenn man bei den hiesigen

Trödlern Umschau halte. Er versprach mir das Nöthige zu besorgen und, um es kurz zu machen, in zwei Stunden waren die silbernen Knöpfe meines bisherigen Rockes entfernt, und dieser glänzte unter dem trügerischen Glanz von zwölf falschen Knöpfen so herrlich, daß sie die echten Knöpfe, die ich in dem Schrank verschlossen, aus dem ich sie gestern Abend fortgenommen hatte, noch überstrahlten.

Als ich am Seder-Abend beklommenen Herzens mit meinem alten Rock und seinen glitzernden falschen Knöpfen aus der Synagoge nach Hause kam und in den Kreis der lieben Meinen trat, jubelte mir meine liebe Frau strahlenden Antlitzes ihren Gruß entgegen, sagte mir, wie ich zehn Jahre jünger in dem schönen, glänzenden Rocke aussehe; wie Rabbi Jochanan doch so Recht hat, wenn er die Kleider die Ehre des Menschen nennt, kurz, die Feuerprobe war glänzend bestanden, die List war gelungen. Jetzt wißt Ihr Alles. Meine liebe Frau darf von alledem nichts wissen, sonst stellt sich doch wieder die Nothwendigkeit heraus, daß ich einen neuen Rock haben muß. Aber man sieht hieraus wieder, wie Recht der Rambam hat, wenn er sagt, daß von der Zedoko, die wir üben, nur Gutes folge. Hätte ich dem Talmid Chochom nicht in seiner Noth geholfen, so wäre meine Frau um ihr kostbares Erbstück gekommen. Jetzt aber hält sie mich für einen großen Wunderthäter, bis ich ihr auch einmal bei Gelegenheit die ganze Geschichte erzähle. Euch habe ich sie erzählt, damit Ihr nicht der Welt weitersagt, ich sei ein Wunderthäter und Meister der Kabbala. Doch es ist Zeit zum Morgengebet, das wollen wir doch nicht verplaudern.“

IV.

Bierzehn Tage mochten seit dem geschilderten Vorgang verfloßen sein, als in später Nachtstunde, nachdem die laufenden Geschäfte des Tages erledigt waren, Rabbi Jesaja wieder über seinen Wandschrank ging, dessen Seitenwand die überaus kostbaren, seltenen Manuscripte barg, um sich in das Studium eines der geschriebenen Folianten zu vertiefen. Wer aber beschreibt das erschrockene Erstaunen des Rabbiners, als er beim Oeffnen des Silberschranks denselben vollständig geleert fand. Rasch öffnete er die Seitenthür des Schrankes, um sich nach seinen litterarischen Schätzen umzusehen, sie standen unangestastet da.

„Gott sei Lob und Dank, daß meine heiligen Schriften unverfehrt sind,“ sprach er halblaut vor sich hin. „Ein Gelehrter war der Dieb nicht, der hätte den silbernen Tand stehen lassen, und nach der goldenen Wahrheit die Hand ausgestreckt, die hier in schweren Barren aufgespeichert liegt.“

Rabbi Jesaja ergriff dann sein Talglicht, das auf einem messingenen Leuchter brannte, leuchtete damit in alle Fugen und Ranten des ausgeraubten Schrankes hinein, probirte das Schloß, den Schlüssel, kurz, nahm eine so gründliche und vorsichtige Untersuchung des Thatortes vor, daß sie dem findigsten Detektive Ehre gemacht hätte, aber — ohne den geringsten Anhaltspunkt zu finden. Er schloß den Schrank wieder ab, nahm seinen Folianten vor und vertiefte sich in dessen Studium, als ob nichts vorgefallen wäre.

Es schlug eben zwei Uhr. Rabbi Jesaja mochte über eine Stunde in seinem Buche studirt haben, als er es bedächtig schloß.

„Unsere Weisen lehren,“ sagte er vor sich hin, „wer auf dem Wege geht, sein Thorälernen unterbricht und sagt, wie schön ist dieser Baum, wie schön ist diese Flur, der hat sein Leben verwirkt. Wenn Jemand durch seinen Silberschrank sich von seinem Lernen abziehen ließe, so würde er kaum ein geringeres Unrecht begehen. Deswegen darf der Gedanke an diese verlorenen Silberschätze nicht den Gedanken an Gottes Thora beeinträchtigen. Nachdem ich nun dieser Anforderung Rechnung getragen, muß ich doch dem, was geschehen ist, meine Aufmerksamkeit zuwenden.“

Behutsam öffnete er zum zweiten Male den Schrank, stellte das Buch auf seinen Platz und durchmusterte das Innere noch einmal mit seinem Lichte. Der Schrank war so hoch, wie das Zimmer, die Höhe war durch fünf Bretter zu fünf gleichen Theilen getheilt. Von diesen fünf Brettern waren die drei untersten mit den gestohlenen Silber- und Goldgeräthen angefüllt gewesen, die zwei obersten Bretter waren immer leer und nur eine dicke Staubschicht hatte sich darauf gesetzt, weil sie niemals benutzt wurden. Auf diese beiden oberen Bretter hatte Rabbi Jesaja bei seiner ersten Durchsuchung keinen Blick geworfen. Jetzt aber nahm er einen Stuhl und leuchtete über das zweitoberste Brett hin, aber kaum war der Lichtschein darauf gefallen, als Rabbi Jesaja betroffen inne hielt. Endlich hatte er eine Spur gefunden. In der Staubdecke, die das Brett bedeckte, waren die Spuren von vier Fingern einer Hand in ganz scharfen Umrissen ausgeprägt. Der Dieb hatte mit einer Hand den Schrank geleert und mit der anderen sich an dem oberen Brett festgehalten, so daß der Daumen die untere und die vier übrigen Finger die obere Seite des Brettes festhielten.

Rabbi Jesaja schloß den Schrank und ging erregt in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte jetzt den Abdruck der Hand, die sein Eigenthum angetastet hatte. Das war ein wichtiger Punkt zur Entdeckung des Thäters. Aber er wußte nicht, ob nicht füglich alle Abdrücke von Händen gleich, oder doch von zu geringer Verschiedenheit sind, um daraus einen Schluß zu ziehen. Er ging zum dritten Male über den Schrank, stellte sich auf den Stuhl und faßte das noch unberührte höchste Brett ganz so an, daß seine vier Finger sich in dem Staub ausprägten, nahm dann vorsichtig das Brett herunter, um die beiden Abdrücke zu vergleichen. Aber da er das zweite Brett nicht von der Stelle bewegen wollte, so war der Vergleich bei dem trüben Kerzenlichte unmöglich.

Rabbi Jesaja verfiel auf einen anderen Gedanken. Behutsam legte er das Brett auf einen abseits stehenden Stuhl, und nahm aus der Mischna den Traktat Mikwaoth vor. Er vertiefte sich in die Maßbestimmungen, nach welchen das für ein rituelles Bad erforderliche Wasserquantum festzustellen ist. Wer jetzt den Forscher in seinem Studium gesehen hätte, mußte glauben, daß ihn keine andere Angelegenheit auf der Erde beschäftige. Er hatte in der That die ganze Welt vergessen und lebte nur dem Gegenstande, der ihn augenblicklich in Anspruch nahm. Und doch hatte er diesmal dieses Thema nur deshalb herausgegriffen, um für seine Forschung nach der in der Ecke liegenden Handspur, keine auch noch so geringfügige Unwahrheit sagen zu müssen, wie sich das sofort herausstellte.

Kurz vor vier Uhr in der Frühe stellte sich Proßnizer mit vier anderen jungen Leuten zum Morgen-Schiur bei ihrem Lehrer ein. Sie hatten ihre Talmud-Traktate mitgebracht

und hatten denjenigen ihres Lehrers vor diesen hingelegt. Doch statt ihn wie sonst sofort zu öffnen, sagte Rabbi Jesaja:

„Ich bin gegenwärtig mit den Maßbestimmungen beschäftigt, deren genaue Fixirung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Elle hat sechs Faustlängen, die Faust vier Fingerbreiten, eine Fingerbreite wird gewöhnlich so groß, wie sieben der Breite nach nebeneinander gelegte Gerstenkörner angenommen. So einfach diese Bestimmungen auch scheinen, so schwierig sind sie, wenn man sie selber nachmessen und feststellen will. Die verschiedenen Gerstenkörner und Finger sind nicht gleich breit. Ich möchte nun einmal die Breite verschiedener Finger mit einander vergleichen, um die Abweichung genau festzustellen.

Bei diesen Worten holte er das Brett, legte es hohl auf den Tisch und zeigte den Schülern, wie er bereits seine Finger auf die Staubfläche gelegt habe, daß man die Spur ganz deutlich sehe. Er ersuchte nun die sämtlichen jungen Leute es ebenso zu machen. Unmittelbar neben der Handspur des Rabbiners faßte Prohniker das Brett an und drückte seine vier Finger in den Staub, dann folgten die anderen.

Rabbi Jesaja sah sofort wie die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Abdrücken so groß war, daß man die Form jeder Hand scharf von der anderen unterscheiden konnte. — Er machte seine Schüler auf die Verschiedenheit nicht der Form, sondern der Breite der einzelnen Finger aufmerksam und legte das Brett wieder auf seinen Platz mit dem Bemerken zurück, daß er die genaue Feststellung der Differenz der verschiedenen Fingerbreiten später vornehmen wolle, jetzt aber sollte ihr eigentliches Studium nicht länger deshalb unterbrochen werden.

„Verzeiht Rabbi,“ fragte einer der jungen Männer, „Ihr

hättet das Maß der Finger doch viel besser feststellen können, wenn jeder die Hand auf ein Blatt Papier gelegt und um die Form der einzelnen Finger durch einen Farbstift oder mit Tinte umschrieben hätte. Auf diesen Staub müssen sich die Spuren doch leicht verwischen, während man sie hier allezeit scharf gezeichnet vor sich hätte.“

Einen Augenblick schwankte Rabbi Jesaja, ob er seinen treu erprobten Schülern nicht die volle Wahrheit mittheilen sollte. An ihrer Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit war nicht zu zweifeln und ihre Mitwirkung bei der Suche nach dem Dieb war nicht zu unterschätzen. Aber er entschloß sich füglich doch, die Sache zunächst für sich allein zu behalten und bis auf Weiteres nicht einmal seiner Frau etwas davon zu sagen. Er fürchtete, daß Jeder, der von der Sache Mittheilung erhielt, der Gefahr der Sünde ausgesetzt ist, Jemanden schuldlos zu verdächtigen. Tief im innersten Herzen hatte Rabbi Jesaja aber noch einen anderen Grund für sein Schweigen seinen Schülern gegenüber; aber diesen Grund gestand er sich selber nicht einmal ein. Der Diebstahl mußte allem Anschein nach von einem Menschen begangen sein, der genau mit der Häuslichkeit vertraut war, wer konnte wissen — — aber den Gedanken sprach Rabbi Jesaja nicht nur nicht aus, er wies ihn weit von sich, als er sich darauf ertappte. Aber gänzlich los werden konnte er ihn nicht. Er hielt es jedenfalls für gerathener, seine Nachforschungen für's erste allein und auf eigene Faust fortzusetzen, und war deshalb einen Moment lang in Verlegenheit, was er auf den erhobenen Einwurf gegen sein Verfahren erwiedern sollte. Es wurde jedoch dieser Mühe durch eine Bemerkung Proßnigers enthoben.

„Auf diese Weise hätte man das Maß der Finger nicht

mathematisch genau feststellen können," sagte er, „da der Umriß dann immer um etwas breiter herausgekommen wäre als die Fingerdicke. Aber wenn man die ganze inner Handfläche mit Farbe oder Tinte bestreichen und sie dann auf ein Papier oder Brett abgedruckt hätte, so hätte man ein genaues Bild von der Breite jedes einzelnen Fingers gehabt. Aber bei Euerem Verfahren Rabbi ist mir etwas anderes auffallend. Wenn bei den Maßbestimmungen von Fingerbreite die Rede ist, so sind es ja überall Daumenbreiten gemeint, und der Abdruck gerade des Daumens ist bei Euerem Verfahren ausgeschlossen. Ihr liebet uns ja den Daumen unter das Brett halten und nur die vier Finger in den Staub legen!"

Das war allerdings ein vernichtender Einwand, der die ganze List über den Haufen warf.

„Auf den ersten Blick," erwiderte der Rabbi, „hat Proßniger allerdings Recht, aber ich hatte trotzdem einen guten Grund dafür, warum ich die Messung in dieser Form vornahm; wir wollen die Sache jedoch jetzt nicht weiter diskutieren, sondern zu unserem eigentlichen „Lernen“ kommen, sonst verstreicht die Zeit und wir haben nichts gelernt.“

Wenige Minuten später saßen Meister und Jünger über ihre Folianten gebeugt in ein schwieriges talmudisches Problem vertieft und hatten, dem Scheine nach zu urtheilen, den Zwischenakt ganz vergessen. Auffallend war den Schülern allerdings, daß der Meister ganz gegen seine sonstige Gewohnheit eine aufgeworfene Frage unbeantwortet ließ, da er doch die Antwort bereit hatte, wie er selber sagte. Aber da die ganze Angelegenheit außerhalb des Rahmens ihres regelmäßigen Pensums lag, so nahm Niemand an diesem Umstand besonderen Anstoß. Kurz vor der sechsten Morgenstunde

schlossen Meister und Jünger ihre Folianten, um sich zum Morgengebet zu begeben.

Als die Schüler das Zimmer verlassen hatten, öffnete Rabbi Jesaja den Wandschrank, legte das herausgenommene Brett behutsam mit den Abdrücken der Hände an seine Stelle, verschloß den Schrank und steckte seufzend den Schlüssel in die Tasche.

„Hätte ich diese Vorsicht immer gebraucht,“ sagte er leise vor sich hin, „so wäre der Diebstahl nicht vorgekommen. Wenn der Dieb im Hause sein sollte, so war die tägliche Versuchung zu groß, um ihr auf die Dauer zu widerstehen.“

Rabbi Jesaja legte Tallis und Tefillin an und begab sich eilenden Schrittes in die Synagoge, wo man mit dem Beginn des Morgengebets schon ungeduldig auf ihn wartete. Nach beendigtem Morgengebet begab sich Rabbi Jesaja sogleich wieder in sein Zimmer, verblieb daselbst noch einige Zeit in das Studium der Mischna sich vertiefend, um dann gemeinsam mit seiner Familie das Frühstück zu nehmen. Eine Zeit lang schwankte Rabbi Jesaja, ob er der Rabbinerin von dem peinlichen Vorfall Mittheilung machen, oder ob er ihr die Aufregung so lange als möglich ersparen solle. Er entschied sich für das Erste. Der Verlust betrug mehrere tausend Gulden; die entwendeten goldenen und silbernen Gefäße waren zum großen Theil Familienstücke seiner Frau, er durfte dieselbe daher nicht über das Geschehene in Unwissenheit lassen.

Nach dem Frühstück bat Rabbi Jesaja seine Frau, zu ihm in's Zimmer zu kommen und dort erzählte er ihr den Vorfall, öffnete den Schrank und zeigte die leeren Bretter. Die Rabbinerin starrte sprachlos vor sich hin und unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen. Es waren „theure“ An-

denken, in des Wortes doppelter Bedeutung, welche aus dem Zimmer des Rabbiners in so frecher Weise entwendet worden waren.

„Diesmal darf ich doch wohl sagen, daß unsere Werthgegenstände gestohlen sind; oder weißt Du eine andere Erklärung für die öde Leere unseres Pretiosenschrankes?“ fragte die Rabbinerin beklommen.

„Ich weiß keine und das ist's, was mich fast soviel drückt, als der Verlust dieser theueren Werthsachen. Es fehlt mir jede Ahnung, fast jede Spur des Thäters. Es fehlt mir aber vor Allem die Möglichkeit, der dunklen That eine andere Lichtseite abzugewinnen, als höchstens die, daß der Thäter meine werthvollen Handschriften unberührt gelassen hat, die sich in der Seitenwand des Schrankes befinden.“

„Du sprichst von einem Thäter,“ bemerkte nach einer Pause die Rabbinerin. „Vielleicht war es eine Thäterin, ich kann auch jetzt den Gedanken an das Mädchen nicht los werden, das uns am Sabbath die Defen besorgt, und dem ich schon lange nicht traue.“

„Es ist Unrecht, auf eine bloße Vermuthung hin gegen irgend einen Fremden einen solchen schwarzen Verdacht aufkommen zu lassen,“ entgegnete Rabbi Jesaja. „Hat aber Jemand aus dem Hause sich an unserem Eigenthum vergriffen, so ist es jedenfalls gut, wenn wir unsere ganze Umgebung genau beobachten. Dazu ist es aber rathsam, daß wir zunächst Niemanden in's Vertrauen ziehen. Sollten unsere Bemühungen erfolglos sein, so bin ich sogar bereit, der Polizei von dem Vorfall Anzeige zu erstatten.“

„Das willst Du?“ fragte freudestrahlend die Rabbinerin. „Das war mein erster Gedanke, aber ich hatte nicht den Muth,

ihn Dir auszusprechen, weil ich Deine Abneigung gegen jeden derartigen Schritt kenne. Aber wenn Du dazu bereit bist, dann zweifle ich nicht, daß wir unsere Sachen wiederbekommen."

"Ich gestehe," bemerkte Rabbi Jesaja, "daß ich mich nur schwer und ungern zu diesem Schritt entschließe, selbst wenn ich Deine gute Meinung vor der Allwissenheit und Allmacht der Polizei theilte. Der Polizei genügt die vageste Vermuthung, um Personen festzunehmen und zu bestrafen; dazu möchte ich nur ungern die Hand bieten. Aber falls unsere Beobachtungen kein greifbares Resultat bringen sollten, so wird uns nichts anderes übrig bleiben. — Jedenfalls wollen wir unsere ganze Umgebung scharf im Auge behalten und uns gegenseitig verständigen, sobald der eine oder andere eine Spur findet, die geeignet ist, Licht in dieses geheimnißvolle Räthsel zu bringen."

V.

Herr von Dingelbein, der damalige Polizeidirektor in Frankfurt a. M., war soeben in sein Bureau eingetreten und im Begriff, den Polizei-Rapport über die Vorgänge der jüngsten vierundzwanzig Stunden zu überblicken, als ihm der Stadtrabbiner gemeldet wurde.

Rabbi Jesaja war auf dem Polizei-Bureau keine seltene Erscheinung. Seine zahlreichen, täglichen Gäste kamen oft mit der Polizei in Berührung und meistens in einer Weise, die eine Intervention seitens des Gastgebers nothwendig machte.

Es war in den Jahren kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, in welchem die öffentliche Sicherheit durch

Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeiten jeder Art in hohem Grade gefährdet war und daher jede Ausschreitung mit furchtbarer Härte bestraft wurde.

Es kam damals oft vor, daß herumziehende Personen ohne genügenden Ausweis eingekerkert, ausgepeitscht, und daß Diebe zum Tode durch den Strang verurtheilt wurden. Daß arme, umherziehende Juden unter solchen Verhältnissen sich keiner besonderen Rücksicht zu erfreuen hatten, braucht wohl kaum gesagt zu werden und so kam es, daß Rabbi Jesaja oft in die Lage kam, für den einen oder anderen seiner Gäste ein gutes Wort einzulegen. Seine Wohlthätigkeit und beispiellose Gastlichkeit war der Polizei wohlbekannt und sie versagte diesem Wohlthäter der Armen selten einen seiner edlen Wünsche.

Herr von Dingeldein war deshalb über den Zweck des ihm zgedachten Besuches gar nicht im Zweifel; er überflog noch einmal flüchtig die Liste der in dem Polizei-Rapport aufgeführten Verhaftungen, um über das Bittgesuch sofort unterrichtet zu sein, aber unter den Verhafteten befand sich nicht ein einziger Jude.

Rabbi Jesaja wurde sofort vor Herrn von Dingeldein vorgelassen und äußerst huldvoll empfangen.

Der Polizeidirektor unterhielt sich jederzeit gern mit dem würdigen, weisen Vertreter der Frankfurter Judenheit; heute aber war er besonders leutselig, da er wußte, daß es keine der gewöhnlichen Veranlassungen war, der er diesen Besuch verdankte.

„Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches? Wenn mich nicht alles täuscht, so kommt Ihr heute nicht als Bittsteller für einen zur Verantwortung gezogenen Glaubensgenossen,

sondern es ist ein besonderes, ungewöhnliches Anliegen, das Euch zu mir führt; ist's nicht so?"

Einen Augenblick war Rabbi Jesaja über die Wissenschaft seines Partners erstaunt, aber ein flüchtiger Blick auf den noch offen daliegenden Polizei-Rapport klärte ihn sofort auf. —

"Ich staune Eure Weisheit an; ich komme heute in der That nicht, um für Jemand anderen, sondern um für mich etwas zu erbitten. Aber verzeiht, von wannen stammt Euch diese Kunde?"

Diese Ueberlegenheit über den berühmten jüdischen Weisen that Herrn von Dingeldein ungemein wohl. Mit geheimnißvollem Lächeln erklärte er, daß die Polizisten auch etwas Kabbalistik trieben, sonst wäre ihnen die Ergründung der Geheimnisse unmöglich, die so oft von ihnen gefordert wird. Und womit könnte ich Euch dienen?"

Rabbi Jesaja erzählte nun mit allen Details die Entdeckung des großen Diebstahls und schloß seine Darstellung mit dem Ersuchen, ihm zur Wiedererlangung der gestohlenen Werthgegenstände behilflich zu sein.

Der Stadthauptmann, so war der offizielle Titel des Herrn von Dingeldein, ging während dieses Berichtes, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab. Nachdem Rabbi Jesaja geendet hatte, blieb Herr von Dingeldein vor ihm stehen, legte die rechte Hand auf die Schulter des Rabbiners und sprach vorwurfsvoll, halb theilnehmend:

"Werdet Ihr nun endlich das Verfehlte und Gefährliche Euerer Art und Weise einsehen, wie Ihr Jahr ein Jahr aus fremdes Gesindel in Euer Haus einlaßt und ihm dort Unterschlupf gewährt? Euer schlecht angebrachte Herzensgüte und

Gastfreundschaft zieht uns alle Bagabunden der Welt nach Frankfurt; warum solltet Ihr nicht von diesem Auswurf noch bestohlen werden? Mich wundert's nicht so sehr, daß Euch Spitzbuben bestohlen haben, als ich mich wundere, daß sie Euch noch etwas übrig gelassen haben. — Wenn Ihr mir versprecht, Euch an dem Geschehenen ein warnendes Exempel zu nehmen und dieser Wirthschaft ein für alle mal ein Ende zu machen, dann will ich alle Macht aufbieten, daß Ihr Eure Sachen wiederkommt und daß der Dieb am Galgen baumeln soll."

„Verzeiht, gnädiger Herr," erwiderte Rabbi Jesaja, „so habe ich's nicht gemeint. Ihr kennt das namenlose Elend meiner Glaubensgenossen, die ein finsternes Vorurtheil von Stadt zu Stadt und Land zu Land treibt. Wenn ich den Einen oder Andern dieser Unglücklichen in mein Haus aufnehme und ihnen, soweit es meine schwache Kraft vermag, mit Rath und That beizustehen suche, so kann Euer edles Herz diese Handlungsweise nicht zum Verbrechen stempeln wollen. Hierüber haben wir uns ja des öfteren bei früheren Anlässen so eingehend ausgesprochen, daß dieser Umstand heute um so mehr außer Betracht bleiben kann, als es ganz zweifellos feststeht, daß unter den Fremden, die bei uns kommen und gehen, der Thäter nicht gesucht werden kann. Es ist Niemand von diesen Fremden je allein in meiner Lernstube gewesen. Ich selbst halte mich den größten Theil des Tages und der Nacht darin auf; die That kann nur von Jemand begangen worden sein, der mit unserer Häuslichkeit überaus vertraut ist. Aber wer auch immer der Thäter sei, ich möchte nicht, daß er bestraft wird. Ich habe also eine doppelte Bitte. Erstens, daß mir mit Hilfe der Polizei mein Eigenthum womöglich wieder zugestellt wird und zweitens, daß der Thäter nicht der Strenge des Gesetzes verfällt.

Liegt das nicht in Eurer Hand, so verzichte ich auf die Aufspürung meiner entwendeten Werthsachen."

"Ihr seid ein merkwürdiger Mann," hob Herr von Dingeldein nach einer kurzen Pause an. "Wollt Ihr denn, daß alle Diebe frei ausgehen und vielleicht noch belohnt werden sollen? Ein solches Verlangen ist mir noch nie gestellt worden, am wenigsten aber von einem Mann des Gesetzes, der doch selber berufen ist, dem Recht zur Achtung und Anerkennung zu verhelfen. Warum wollt Ihr eigentlich, daß der Einbrecher, den Ihr gar nicht kennt, straffrei ausgehen soll?"

"Verzeiht, gnädiger Herr, ich bin gewiß dafür, daß derjenige, der ein Unrecht begeht, bestraft werden soll. Aber, wenn Jemand mich verkürzt hat, so möchte ich nicht, daß meinetwegen ein Mensch eine Strafe erleiden soll. Unsere Weisen sprechen demjenigen die ewige Seligkeit ab, durch den ein Mensch eine Strafe erleiden mußte, und so viel sind mir die gestohlenen Gegenstände doch nicht werth."

"Das steht im Talmud? Das muß doch ein merkwürdiges Buch sein, wenn es solche hingebende Selbstlosigkeit verlangt. Aber in der Sache selbst kann ich Euch nicht zu Willen sein. Wenn Ihr jetzt fortgeht und verzichtet lieber auf die Untersuchung, so muß ich sie dennoch aufnehmen, nachdem mir das Vorhandensein eines Diebstahls durch Euch kund geworden ist. Ich würde mich sonst zum Fehler des Diebstahls machen. Gelingt es mir, den Thäter zu ermitteln, so muß ich ihn dem Gerichte überliefern und nicht ich, sondern dieses hat zu entscheiden, ob er straflos ausgehen soll oder nicht."

Rabbi Jesaja schwieg. Er fühlte, daß er einen Fehler begangen, der darin bestand, daß er den Polizeidirektor überhaupt in's Vertrauen gezogen habe.

Herr von Dingeldein hatte dieses Schweigen richtig gedeutet. Zum zweiten Male trat er vor den Bittsteller hin und reichte ihm freundlich die Hand.

„Da Ihr zum ersten Male etwas für Euch erbittet, so werde ich's Euch gewiß nicht abschlagen. So weit es an mir liegt, werde ich Euren Wunsch respektiren, und für den Fall, daß wir des Diebes habhaft werden, bei Gericht ein gutes Wort für ihn einlegen. Uebrigens hängen wir auch in Frankfurt Keinen, ohne daß wir ihn haben, ganz so, wie man es von den Nürnbergern sagt. Wann ist der Diebstahl eigentlich begangen worden?“

„Vergangene Nacht waren es vier Wochen, seitdem ich ihn entdeckte; die That kann nur wenige Stunden vor ihrer Entdeckung begangen worden sein.“

„Aber um Himmelswillen,“ fuhr Herr von Dingeldein erregt auf, „wie kann man auch über eine solche That vier Wochen verstreichen lassen, ohne Anzeige zu erstatten! Jetzt sind alle etwaigen Spuren verwischt, der Thäter hat das gestohlene Gut bequem in Sicherheit bringen können, jetzt ist es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen.“

„Die Bedenken Ew. Excellenz sind gewiß berechtigt, wenn vielleicht auch nicht in ihrem ganzen Umfang. Ich habe sofort die Untersuchung an Ort und Stelle vorgenommen, wenn auch gewiß nicht geleitet von der praktischen Erfahrung eines erleuchteten Untersuchungsbeamten. Uebrigens habe ich am folgenden Tage den Schlüssel des Schrankes abgezogen und ihn seitdem nicht wieder geöffnet. Eine Anzahl werthvoller Bücher und Manuscripte, die ich in einem Seitenverschluß des Wand-

schrantes hatte, sind anderswo untergebracht worden. Etwaige Spuren des Thäters müßten also noch vorhanden sein."

„Kennt Ihr die Zahl und genaue Form der einzelnen Stücke?" fragte Herr von Dingeldein.

„Gewiß," erwiderte Rabbi Jesaja.

Er gab darauf eine so genaue Beschreibung der einzelnen Gegenstände, daß Herr von Dingeldein über das wunderbare Gedächtniß des Rabbi staunte und alles genau zu Papier brachte.

„Das erste wird sein, daß ich mich selber an Ort und Stelle begeben, um durch persönliche Besichtigung alles Erforderliche festzustellen. Wenn es Euch recht ist, gehen wir sofort, um nicht unnütziger Weise noch mehr Zeit zu verlieren."

„Excellenz, wir werden den Tag als einen Festtag in unserer Familie begehen, an dem wir die Ehre haben, Ew. Excellenz innerhalb unserer Räume begrüßen zu dürfen. Aber gerade diese seltene Ehre wird wie ein Lauffeuer die ganze Judengasse durchdringen, man wird nach dem Anlaß dieses seltenen Besuches suchen und ihn leicht finden. Diese Oeffentlichkeit ist aber jedenfalls nicht im Interesse einer erfolgreichen Untersuchung."

„Dafür lasset mich sorgen," erwiderte kurz Herr von Dingeldein. „Eure bisherige Geheimthuerei hat der Sache jedenfalls nicht gedient; vielleicht erreichen wir das Ziel leichter durch das Gegentheil. Der Dieb wird es sicher nicht geheimer finden, wenn er sieht und hört, daß der Stadthauptmann selber die Sache in die Hand nimmt. Ihr könnt sofort in meiner Doppelsänfte mitkommen, wir wollen der Sache sobald als möglich auf die Spur kommen."

Rabbi Jesaja erschreckte die Energie des Stadthauptmannes. Nachdem er eingesehen, welchen Fehler er gemacht, daß er die Polizei in's Vertrauen gezogen hatte, wollte er den Mißgriff wenigstens, soweit er noch konnte, abzuschwächen suchen. Er hätte es deshalb gern vermieden, die Sache zum Gegenstand des öffentlichen Geredes zu machen. Wenn aber der Stadthauptmann in einer und derselben Sänfte sich mit ihm durch die Judengasse tragen läßt, dann war für nichts mehr zu stehen.

„Wenn Euere Excellenz unserem Hause die Ehre Hoch-
dero Besuches erweisen wollen, so kann ich aber die Ehre
schlechterdings nicht annehmen, daß ich mit Ihnen in einer und
derselben Sänfte mich durch die Stadt tragen lasse. Zudem
möchte ich auch meine Frau von der uns bevorstehenden Ehre
benachrichtigen, damit sie unsere bescheidenen Räume ein wenig
vorher in Stand setzen kann, um einen so hohen Gast einiger-
maßen würdig zu empfangen.“

Herr von Dingeldein ließ sich aber nicht abwendig
machen; und wenige Minuten später bot sich der Stadt Frank-
furt das seltene Schauspiel, daß der Rabbiner und der erste
höchste Polizeibeamte der Stadt in einer und derselben Sänfte
die Judengasse passirten und vor der Wohnung des Rabbiners
abstiegen.

VI.

Ehrfurchtsvoll betrat der Stadthauptmann unter
Führung des großen Gelehrten dessen Geisteswerkstätte, die
Lehrstube. Beim Anblick der großen Folianten, welche sämt-
liche Wände in hohen Schränken ausfüllten, vergaß Herr von

Dingeldein einen Augenblick den Anlaß, der ihn hierhergeführt hatte. Ehrerbietig entblößte er das Haupt und ließ den Blick über die langen Bücherreihen und dann durch das ganze Zimmer schweifen. Es war einfach, geradezu dürftig möblirt. Ein langer eichener Tisch und mehrere tannene Stühle, ein einfacher Stehpult mit einem Gießfaß und einem linnenen Handtuch bildeten das ganz Mobiliar. Zulezt haftete das Auge auf dem Eigenthümer dieses Raumes, der bescheiden am Eingange stehen geblieben war.

Rabbi Jesaja glaubte einen leisen Vorwurf in diesem Blick zu lesen. „Seid willkommen, gnädiger Herr, in diesem Hause und verzeiht, daß ich bedeckten Hauptes vor Euch stehe, aber unser Gesetz verbietet uns die Entblößung des Hauptes.“

„Macht Euch deshalb keine Sorge,“ erwiederte leutselig der Stadthauptmann, indem er sich auf einen der alten Stühle so gründlich niederließ, daß dieser in allen Fugen krachte. „Ihr seid ja zu Hause und könnt Euch ganz nach Belieben verhalten. Aber habe ich Euch recht verstanden, so saget Ihr soeben, daß Euer Gesetz Euch die Entblößung des Hauptes verbietet? Das finde ich merkwürdig, da Ihr soeben in meiner Amtsstube doch mehr als eine halbe Stunde entblößten Hauptes verbracht habt.“

„Das ist richtig,“ entgegnete Rabbi Jesaja. „Bei Eurer Excellenz habe ich durch Abnahme meiner Pelzmütze nicht gegen unser Gesetz gehandelt, aber hier würde ich die Rücksicht und Ehrerbietung gegen die uns umgebenden heiligen Schriften verletzen, wenn ich das Haupt in ihrer Gegenwart entblößte.“

„Ihr sprecht in Räthseln, Rabbi. Ich dünkte, Ihr ver= leget gerade durch das Bedeckthalten des Hauptes die Ehrer=

bietung, während man sie durch Hauptentblößung ja eben zum Ausdruck bringt.“

„Im Allgemeinen trifft das schon zu, daß man seine Achtung durch Abnahme der Kopfbedeckung bezeugt, aber in besonderen Fällen ist das selbst bei der allgemeinen landläufigen Anschauung nicht immer der Fall. Nimmt z. B. der Soldat Helm und Mütze ab, wenn er vor seinem Kaiser selbst steht?“

„Ich gebe zu,“ erwiderte der redselige, hohe Gast, „daß man verschiedener Meinung darüber sein kann, ob man seine Ehrerbietung durch Bedecken oder Entblößen des Hauptes besser ausdrückt, und daß die Form dieses Ausdruckes füglich gleichgültig sein kann, wenn nur die rechte Gesinnung vorhanden ist. Aber ich dünke doch, daß unsere Gepflogenheit darin vernunftgemäßer ist, als die jüdische.“

Rabbi Jesaja besaß in hohem Grade die Geistes- und Herzensbildung, verbunden mit dem feinen Takt, der seinen Partner nie die eigene geistige Ueberlegenheit fühlen läßt und selbst die Schwächen des Gegners in verbindlichen Formen zu kleiden weiß, ohne jedoch dabei etwas von seinem Standpunkte zu vergeben. Lächelnd bemerkte er:

„Sie haben von Ihrem Gesichtspunkte aus wohl Recht, und die jüdische Gepflogenheit hat es vielleicht auch. Nehmen wir einmal an, man kann seine Ehrerbietung sowohl durch Bedeckung als Entblößung des Hauptes bekunden und räumen wir sogar der letzteren Art den Vorzug deshalb ein, weil derjenige, der sein Hut zieht, seine Ehrerbietung durch eine That ausdrückt, was im andern Falle nicht geschieht. Im Verkehr mit Menschen wäre daher dieser Brauch vielleicht wirklich der geeignetste. Aber die jüdische Ehrerbietung, die Gott und

seinem Gesetze, seinen heiligen Stätten und Männern gilt, diese müßte, da der Gegenstand ihrer Verehrung — Gott — Tag und Nacht, in der Jugend und im Alter, im Hause und auf der Straße, also immer und überall zugegen ist, diese müßte denn auch immer und überall uns die Mütze in die Hand drücken und uns nöthigen, barhaupt zu gehen. Da das durch körperliche Disposition, durch Witterungsverhältnisse und andere Umstände nicht wohl möglich ist, so sind wir auf die andere Art des Grußes angewiesen und tragen das Haupt fortwährend bedeckt.

Nachdenklich nahm Herr von Dingeldein seinen schweren Helm vom Tische, setzte ihn auf und meinte:

„Unter diesen Umständen gestatten Sie wohl, daß ich Ihrem Beispiele folge und meinen Kopf ebenfalls bedecke. Das ist übrigens eine selbstverständliche Forderung der Etiquette. Wenn sich fürstliche Persönlichkeiten besuchen, legt der Gast die Uniform des Gastgebers an. Sie sind ein Fürst des Geistes, ich bin ein Vertreter Seiner Kaiserlichen Majestät. Sie hatten bei Ihrem Besuche im Rathhause den Takt, sich meiner Gepflogenheit zu fügen und jetzt ist die Reihe an mir, es Ihnen nachzuthun. Aber das ganze Ensemble Ihres Studierzimmers hat mich so frappirt, daß ich darüber die ersten Regeln des Anstandes übersah. Was mich aber wundert, ist die einfache, verzeihen Sie, die geradezu ärmliche Möblirung des Zimmers, in dem Sie doch den größten Theil Ihres Lebens verbringen. Wer einen so reichen Silberschatz sein nennt, wie der Euch geraubte, der hat doch sicher die Mittel, wenigstens ein Sopha, gepolsterte Stühle und Teppiche zu verwenden. Warum ist Euer Zimmer so kärglich ausgestattet? Verzeiht die vielleicht indiscrete Frage, aber ich bin überzeugt, daß auch hierfür

Gründe vorhanden sind, aus deren Mittheilung ich vieles lernen kann.“

„Ew. Excellenz bedürfen der Belehrung nicht in einer Angelegenheit, deren Beweggründe sich dem Nachdenkenden von selbst aufdrängen. Wir Juden thun nicht gut daran, das bischen Wohlstand, mit dem Gott den einen oder anderen ausgezeichnet hat, so vor aller Welt zu zeigen. Die Lüfternheit nach jüdischem Besizthum ist bei der großen Masse leider schon rege genug. Während sonst Leute es vorziehen, lieber reich zu scheinen, als es zu sein, ist bei uns das Gegentheil der Fall. Und gar bei einem Rabbiner! Wir besizzen auch noch bessere Zimmer, besonders unsere Sabbat-Stube läßt es an keinem Comfort bürgerlichen Hausstandes fehlen. Aber was sollte ein solcher Comfort in einem Raume, der dem unablässigen Studium geweiht ist? Die Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit, die sie gewähren, sind keine geeignete Förderer eines ernstern Studiums. Mein seliger Vater pflegte zu sagen, es sei noch niemals Jemand auf einem Sopha oder in einem Fauteuil ein Thora-Gelehrter geworden; und unsere großen Weisen lehren: Iß Brod mit Salz, trinke Wasser nach dem Maße, schlafe auf dem Boden und führe ein entsagungsreiches Leben, wenn Du so handelst, bist Du glücklich und es geht Dir gut, in dieser Zeitlichkeit und in der Ewigkeit.“

Sinnend blickte der allmächtige Stadthauptmann bei dieser Auseinandersetzung vor sich hin. Dann fuhr er, wie aus einem Traume empor und sprach, als wäre er allein im Zimmer, mit einer Anspielung an die bekannten biblischen Worte:

„Wie ehrfurchtgebietend ist dieser Ort, das ist ein wahres Gotteshaus und hier ist die Pforte zum Himmel.“

„Ew. Excellenz erweisen meinem bescheidenen Heim eine allzugroße Ehre,“ bemerkte Rabbi Jesaja. „Wenn hier die Himmelspforte wäre, gäbe es keine Diebe da. Aber in dieser Stunde bin ich dem Diebe, dem ich für todes Silber die Ehre eines so hohen Besuches verdanke, so aufrichtig dankbar, daß ich ihn belohnen möchte, wenn ich ihn nur kennen würde.“

Durch diese feine Wendung wurde der Herr Stadthauptmann in verbindlicher Weise an den eigentlichen Zweck seines Besuches erinnert.

„Sie haben Recht,“ sagte er aufstehend, „wir müssen nun einmal die Dertlichkeit genau in Augenschein nehmen. Es ist merkwürdig, wie oft die geriebensten Diebe uns durch ein leichtsinniges Versehen die Spuren an die Hand geben, die zu ihrer Verfolgung und Abfassung führen. Der eine läßt eine Fußspur zurück, der andere verliert einen Hemdknopf und der Dritte begeht sonst eine Unvorsichtigkeit, aber nach vier Wochen, Herr Rabbiner, können wir auf alles dieses nicht mehr rechnen. So lange Zeit, sagten Sie doch, ist seit dem Diebstahl verfloßen, nicht wahr?“

„Allerdings ist's so lange her. Auf etwaige Spuren außerhalb des Schrankes können wir kaum mehr hoffen. Zwar habe ich selbst eine eingehende Untersuchung sofort, als ich den Verlust merkte, vorgenommen, aber das will nicht viel heißen. Jedoch habe ich den Schrank am Tage darauf verschlossen und ihn seitdem nicht wieder geöffnet. Etwaige Spuren an diesem eigentlichen Thatort müßten sich daher jetzt noch so gut wie damals finden.“

Einen Augenblick schwankte Rabbi Jesaja, ob er etwas von der Handspur sagen sollte, die er im Staube ausgeprägt fand; aber auch nur einen Augenblick. Da es ihm nach der

ganzen Intention, die er bei dem Stadthauptmanne vorfand, leid that, ihn überhaupt in's Vertrauen gezogen zu haben, wollte er ihm nicht dieses einzige Moment preisgeben, das möglicherweise zur Bestrafung und Entdeckung des Diebes führen könne. Das Brett lag wieder oben im Schranke an seiner alten Stelle. Wenn der Herr Stadthauptmann wirklich ein besserer Detektive ist, als ich, dann wird er das, was ich gefunden, eben so gut finden, bis dahin hat es mit meiner Mittheilung Zeit, dachte Rabbi Jesaja und schwieg.

„Wo habt Ihr den Schlüssel zum Schranke?“ fragte mit veränderter Amtsmiene der Herr Stadthauptmann.

Rabbi Jesaja ging zu dem großen Tisch,, der eine größere Schieblade in der Mitte und zwei kleinere an der Seite hatte, nahm den Schlüssel heraus und übergab ihn seinem hohen Gaste.

Dieser betrachtete sorgfältig den Schlüssel von allen Seiten. Er war ein Hohlschlüssel, wie jeder andere. Herr von Dingelbein blickte in die Höhlung hinein; in dem Schlüssel saß der Dieb nicht.

„Wünschen Sie,“ sagte der Rabbi, „daß ich den Schrank aufschließe?“

„Nein,“ erwiderte bedeutungsvoll der Herr Stadthauptmann mit dem Aufgebot seiner ganzen Detektivwürde, „was jetzt zu geschehen hat, muß Alles persönlich von mir vorgenommen werden.“

Mit diesen Worten näherte sich Herr von Dingelbein gravitatisch dem Schranke, steckte den Schlüssel in die Oeffnung, versuchte ihn herumzudrehen, aber das ging so leicht nicht. Entweder war der Schlüssel falsch oder das Schloß verdorben. Rabbi Jesaja erbat sich wiederholt die Erlaubniß,

da ihm das Schloß geläufiger sei, selber zu öffnen, die ihm auch gewährt wurde. Er nahm den Schlüssel heraus, setzte noch einmal an und mit einem leichten Ruck war die Thüre offen.

Wer aber beschreibt das Entsetzen, das die beiden Männer erfüllte, als sie einen Blick in das Innere des Schrankes geworfen hatten! Da standen alle die gestohlen geglaubten Werthsachen, ganz genau in Reih' und Glied, wie sie von jeher gestanden hatten. Es fehlte kein Stück, es war keine Veränderung wahrzunehmen, keine Spur einer fremden Hand, die da je eingegriffen hätte, war zu erkennen!

Rabbi Jesaja erbleichte. So groß war sein Schrecken damals nicht, als er den Diebstahl entdeckt hatte, wie heute, wo er das gestohlen geglaubte Gut so unerwartet plötzlich vor sich sah. Einen Augenblick schien er die klare Seelenruhe, die fühle Besonnenheit und Umsicht verloren zu haben, die sonst sein ganzes Thun und Lassen verklärte. Er verrieth seine namenlose Aufregung, indem sich ihm aus der gepreßten Brust der Ausruf rang: „Ribbaunau schel Aulom!“ (Herr der Welt.) Aber diese Worte hatten, kaum den Lippen entglitten, ihn auch sofort aus seiner Bestürzung gerissen. Er warf jetzt einen ersten Blick auf seinen hohen Gast. Dieser zitterte am ganzen Körper und rief alle guten Geister in feuchend hervorgepreßten Lauten an. Er wußte, daß der Frankfurter Rabbiner den Ruf eines großen Kabbalisten genoß, seine erregte Phantasie sah alle Kobolde und Dämonen, die zwischen Himmel und Erde schweben, neckisch aus dem geheimnißvollen Schranke lugen. Er fühlte sich im Bannkreis des größten Schwarzkünstlers und glaubte, er sei von dem Rabbiner in diesen Zauberkreis gelockt worden, wer weiß, aus welchen Absichten.

Als ob Rabbi Jesaja diese Gedanken seines Partners aus

dessen Augen abgelesen hätte, richtete er sein Bestreben darauf, zunächst diese Befürchtungen zu zerstreuen. Er brach das beängstigende beiderseitige Schweigen mit folgenden Worten, aus denen aber die seelische Erregung herausklang, trotz aller Mühe sie zu bemeistern.

„Wir stehen hier vor einem Räthsel, für das selbst Ew. Excellenz keine Lösung zu finden scheinen. Ich selbst habe nicht einmal im Augenblicke die Ruhe und Fassung, auch nur danach zu suchen. Wie sich aber dieser wunderbare Vorfall auch aufklären möge, so muß ich Euch, gnädiger Herr, um Verzeihung bitten, daß ich Euch umsonst hierher bemüht habe. Ich hätte, bevor ich Euch mit der ganzen Sache behelligt habe, die Pflicht gehabt, mich noch einmal von der Thatsache zu überzeugen. Wenn ich auch Hochdero gütige Bereitwilligkeit sich selber mit mir in diese Räume zu begeben, devotest abgelehnt habe, so hätte ich es doch nachdrücklicher thun müssen, als es geschehen ist. Jetzt aber muß ich mit aller Innigkeit und Unterthänigkeit bitten, mir Hochdero Beistand weiter zu leihen, damit wir eine Lösung dieses Räthsels finden. Ihre bloße Anwesenheit hat genügt, um mir mein verlorenes Gut wieder zu schaffen, Hochdero Scharffinn wird sicher auch den Weg finden, auf dem sich dieses Geschehniß vollzogen hat. Darf ich es wagen, um Hochdero Beistand zu bitten?“

So spricht kein allmächtiger Schwarzkünstler; das fühlte Herr von Dingelbein aus jedem Laut dieser vibrirenden Stimme heraus. Dazu that es seiner allmählich wieder erwachten Eitelkeit wohl, daß der Rabbi der bloßen Anwesenheit des Stadthauptmannes die plötzliche Auffindung des gestohlenen Gutes zuschrieb. Er ging hastigen Schrittes einige Minuten in dem großen Gemach auf und ab. Aber mit jedem

Schritt legte sich die Erregung; die Tritte verloren nach und nach ihre ungestüme Hast und plötzlich hielt der Dauermarsch, der schon fast fünf peinliche Minuten gedauert hatte, gänzlich inne. Mit gerunzelter Stirne blieb Herr von Dingelbein vor dem Rabbiner stehen, blickte ihm scharf in die Augen und fragte:

„Steht die ganze Geschichte nicht mit der Geheimwissenschaft der Kabbalah in Verbindung, von der ich weiß, daß sie in Euch ihren größten Meister hat? Ist keine schwarze Kunst, kein Teufelspud hier im Spiel? Antwortet, der Wahrheit gemäß, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

„Gnädiger Herr!“ erwiderte mit seiner vollständig wiedergewonnenen Seelenruhe Rabbi Jesaja, „ich bin ein Mensch wie Ihr, wenn ich mich mit Hochbero vergleichen darf. Das Studium des Gotteswortes und der übrigen heiligen Schriften ist mein Lebensberuf. In diesen letzteren ist auch die Wissenschaft der Kabbalah enthalten. Dieselbe hat mit dem nichts zu thun, was der große Troß bei ihr sucht. Stattete sie aber ihre Jünger wirklich mit der Kenntniß aus, die Geheimnisse zu erklären, deren Enthüllung doch in erster Reihe Sache der Polizei ist, hätte ich dann Ew. Excellenz heute bitten müssen, mir zur Auffindung des mir gestohlenen Gutes zu helfen? Als Bileam auszog, um Israel zu verfluchen, störte ihn sein Esel in diesem Vorhaben. Erzürnt über die Störrigkeit seines Thieres, rief er aus: „Hätt' ich ein Schwert zur Hand, ich würde dich sofort getödtet haben.“ Als das die ihn begleitenden Abgesandten des moabitischen Königs hörten, wußten sie, was sie von dem Fluch dieses Zauberers zu erwarten hatten. Ein ganzes Volk, sagten sie sich, will er durch sein Wort vernichten, und um sein Thier zu meistern, richtet sein Wort so

wenig aus, daß er sich ein Schwert wünscht, um ihm den Garguis zu machen. Ist dasselbe nicht auch bei mir der Fall? Ich soll der große Kabbalist sein, dem die Geheimnisse des Himmels und der Erde unterthan sind, und wenn ich einen Diebstahl entdeckt wünsche, muß ich mich an das Haupt der Frankfurter Polizei wenden? Wenn ich — —“

„Ihr habt Recht,“ unterbrach ihn leutselig der hohe Gast. „Verzeiht den schwarzen Verdacht, den ich in einem Augenblick der Erregung aufkommen ließ. Jedoch als Beamter ist es meine Pflicht, jede Seite einer Möglichkeit in's Auge zu fassen. Aber ich gestehe, daß eine solche Annahme unsinnig und unmöglich ist. Denkt Ihr über die Sache nach und auch ich werde das meinige thun. Aber für jetzt bin ich keiner ferneren Thätigkeit fähig. Das Vorkommniß hat mich so erregt, daß ich der Ruhe bedarf und ich denke, Ihr seid in der gleichen Lage. Ich begeben mich nach Hause und komme sofort wieder, wenn ich eine Spur entdecken sollte. Sollten aber Eure Bemühungen früher von Erfolg sein, so erwarte ich Euch bei mir. Bis wir uns jedoch wieder sprechen, ist es rathsam, daß niemand etwas von dem Vorgefallenen erfährt. Theilt Ihr diese Ansicht?“

„Vollkommen,“ erwiederte der Gefragte.

„Nun, denn Gott befohlen! Vielleicht bringen schon die nächsten Stunden einen Schimmer in dieses geheimnißvolle Dunkel! Lebt wohlbehalten, auf baldiges Wiedersehen!“

Mit einem Händedruck verabschiedeten sich die beiden Männer. Rabbi Jesaja schloß seinen Schrank wieder ab, und Herr von Dingelbein ließ sich in seiner Sänfte zurückbringen, aber nicht in sein Amtszimmer, sondern in seine Wohnung, wo er die Ruhe suchte, die ihm dieser merkwürdige Vorgang geraubt hatte.

VII.

Herr von Dingeldein hatte das Haus des Rabbiners kaum verlassen, als die Rabbinerin in die Lernstube ihres Gatten eintrat. Seiner treuen Lebensgefährtin hätte Rabbi Jesaja gerne das Borgefallene mitgetheilt, aber er hatte sein Wort gegeben, mit Niemanden darüber zu sprechen, und dieses Wort durfte er auch der treuesten Seele, seinem anderen Ich gegenüber nicht brechen. Die Rabbinerin strahlte vor Freude. Sie wußte, weshalb ihr Mann heute früh auf die Polizei gegangen war, aber daß der Diebstahl ihrem Hause die Ehre eines so seltenen Besuches bringen würde, darauf hatte sie nicht gerechnet. Und daß ihr Mann in einer und derselben Sänfte mit dem Stadthauptmann die Frankfurter Judengasse passirte, das setzte ihrer Freude die Krone auf. Sie war daher betroffen, als sie ihren Gatten nichts weniger als freudig erregt traf. Bevor sie an ihn eine Frage richten konnte, sagte er:

„Ich sehe die ganze Gasse in einer Erregung über diesen ungewöhnlichen Besuch, schicke den Gemeindediener zu den Leuten, um sie zu beruhigen. Die Leute denken gewöhnlich an das Schlimmste, und sie haben in unserer trüben Zeit, die so reich ist an Plackereien und Verfolgungen, unter welchen wir Juden zu leiden haben, nicht ganz Unrecht, besorgt zu sein. Lasse ihnen also in meinem Namen sagen, es läge nichts Beunruhigendes vor.“

„Mit dieser Maßregel bin ich Dir schon zuvorgekommen. Die Erregung war anfänglich noch eine stärkere. Ich schickte deshalb Poßniger unter die versammelte Menge und ließ ihr

mittheilen, der Besuch gelte nur einer Privatangelegenheit, die keine allgemeine, am wenigsten aber eine beunruhigende Bedeutung habe, worauf sich auch die Masse größtentheils sofort zerstreute. Das braucht Dich daher nicht zu betrüben, ich hätte Dich daher freudig erregt zu sehen gehofft, wegen der großen uns widerfahrenen Ehre, und doch kommt es mir vor, als ruhe ein Schatten auf Deiner Stimme."

"Du magst Recht haben," erwiderte sinnend der Gatte. „Als Mordechai die seltene königliche Auszeichnung widerfahren war, von seinem gefürchteten Feinde mit königlichen Ehren durch Schuschan geführt zu werden, war der gefeierte Edle nichts weniger als erfreut, ob der ihm erwiesenen Ehre. Unmittelbar nachdem er den königlichen Purpur abgelegt hatte, hüllte er sich wieder in Sack und Asche. Und diese Auszeichnung war ihm doch ohne jedes Wissen und Wollen geworden! Ich bereue, daß ich auf der Polizei war. Sie wird jetzt bei allen Händlern und Trödlern Hausuntersuchungen vornehmen, wer weiß, wie viel Unschuldige durch uns fälschlich verdächtigt werden und ob der wirklich Schuldige gefunden wird. Wird er aber selbst gefunden, so kann er unter Umständen ohne langen Prozeß aufgehängt werden und wir sind nicht in der Lage, etwas daran zu ändern. Mir graut bei dem Gedanken, daß durch uns ein Mensch sein Leben verlieren solle. Ich zweifle nicht daran, daß wir unser Eigenthum wieder erhalten, aber durch die Polizei erlangen wir es nicht.“

„Ich glaube, lieber Mann, Du siehst zu schwarz hinsichtlich des Schicksales, das dem Diebe unseres Silbers bevorsteht und zu rosig betreff der Wiedererlangung des uns gestohlenen Gutes. Aber wir wollen darüber jetzt nicht diskutieren. Du hast Ruhe nöthig, ich werde dafür sorgen, daß Du einige

Stunden ungestört bleibst, dann mußt Du mir aber Alles ausführlich erzählen.“

Mit diesen Worten verließ die Rabbinerin das Zimmer, das Rabbi Jesaja hinter ihr abschloß. Er war jetzt allein und konnte in Ruhe mit seinem scharfen Geist das Vorgefallene überdenken. Bevor er dies aber that, ergriff er das erste ihm zu Hand kommende Buch, schlug es auf's Gerathenwohl auf und vertiefte sich in seine Lektüre. Es war ein Thnach (die 24 Bücher der heiligen Schrift), das er herausgegriffen und gerade bei den Psalmen aufgeschlagen hatte. Er las halblaut mehrere Psalmen mit der ganzen Innigkeit und Andacht, deren er fähig war. Je mehr er sich in den Inhalt vertiefte, um so ruhiger wurde sein erregtes Gemüth, und er fühlte wieder den beglückenden Seelenfrieden bei sich einziehen, der sonst sein Leben verklärte.

Nach einer halbstündigen Lektüre schloß er das Buch und die müden Augenlieder, die sich schon mehr als 30 Stunden nicht zum Schlummer geschlossen hatten. Er träumte, nicht von Dieben und Polizisten, sondern von einer neuen Erklärung des 51. Psalms, den er soeben gelesen hatte. Die reine Seele des großen Mannes wob im Schlaf die Fäden weiter, die sie im Wachen begonnen hatte. Ein heiteres Lächeln umspielte die Lippen des schlummernden Denkers; es mußten edle, hehre Gedanken sein, die der rastlose Geist dachte, auch während der Körper im Schlafe versunken dasaß.

Aber der Schlaf hatte kaum eine Viertelstunde gedauert. Für Rabbi Jesaja hatte er vollkommen genügt; er fühlte sich frisch gestärkt und neu belebt. Mechanisch ergriff er wieder die heilige Schrift, schlug sie zum zweitenmale auf und stieß merk-

würdiger Weise wie vorhin auf den 51. Psalm, dem sein Traum gegolten hatte. Heiteren Blickes überflog er die Strophen, ihnen im Geiste seine soeben gefundene Erklärung anpassend. Sie schien auch dem Denker in wachem Zustande zuzusagen. Mehr aber als die Erklärung freute ihn das Bewußtsein, daß sein inneres Geistesleben nicht von den turbulenten Vorgängen der letzten Stunden ergriffen war. Wäre dieses der Fall gewesen, so hätte er von ihnen und nicht vom 51. Psalm geträumt. Deshalb durchfolgte er mit heiterem Lächeln die Verse des Psalms, das aber plötzlich schwand, als er beim Durchlesen auf den 16. Vers stieß; „Rette mich vor Blutschuld Gott, Gott, meine Hilfe, dann mag meine Zunge Deiner Wohlthat jubeln!“

Das war in präcise Worte gefaßt, die Seelenpein, die ihn verfolgte. Es waren also doch die „Gedanken des Tages“, wie der talmudische Ausdruck lautet, die seine Seele selbst im Traum beherrschten. Wie hatte er sich selber so schlecht gekannt, und wie leicht war er geneigt, sich für vollendeter zu halten, als er in Wirklichkeit war! Verdrießlich schloß er das heilige Buch und trat in raschen Schritten zu dem verhängnißvollen Schranke hin, in dem der Schlüssel noch steckte. Behutsam öffnete er ihn. Er hätte sich nicht gewundert, wenn er ihn wieder leer gefunden hätte. Aber da stand Alles noch unberührt, wie er es vor wenigen Stunden zu seinem Schrecken getroffen hatte. War Alles nur ein wüster Traum? Er nahm eine der Girandolen heraus, und das kalte Silber überzeugte ihn, daß es Wirklichkeit war. Sinnend stand er einige Minuten vor dem offenen Schranke. Wiederum stellte er sich auf einen der Stühle, leuchtete mit dem Lichte durch die ganze Tiefe des Schrankes. Die Handspur in dem obersten, leeren Brett war

noch unverfehrt, aber sonst fand sich auch nicht der leiseste Anhaltspunkt, der auf eine Spur des Thäters führen konnte.

Während er das Licht wieder auslöschte und den Stuhl an seinen Platz zurückstellte, überslog sein rascher Geist noch einmal das ganze Geschehniß bis in alle Details, aber nirgends eine Spur. Als er wieder den Schrank zu schließen im Begriffe war, fiel ihm auf, woran er sich schon heute Vormittag gestoßen hatte, daß das Schloß nicht mit der Leichtigkeit wie früher funktionirte. Heute Morgen hatte er darüber gelächelt, als der Stadthauptmann den hohlen Schlüssel fixirte, aber jetzt trat er an's Fenster und that nun selber, was er vor wenigen Stunden lächerlich gefunden hatte. Es war der richtige ihm wohlbekannte Schlüssel, darüber konnte kein Zweifel sein. Es war schon früher vorgekommen, daß in den hohlen Schlüsseln sich Brodtrumen, Papierstreifen oder andere Kleinigkeiten gesammelt hatten und dadurch den Gebrauch erschwert hatten. Er entfernte dann leicht durch eine Stecknadel die Hindernisse, und schickte sich an, diese Manipulation jetzt zu wiederholen, wobei ein kleines zerknittertes Papierklüppchen im Umfange einer Linse herausfiel. Rabbi Jesaja entfaltete das Kügelchen, das auseinandergelegt, etwa die Größe einer halben Postmarke hatte. Es war mit hebräischer Kurrentschrift beschrieben, die Buchstaben waren aber so klein, daß Rabbi Jesaja sein ungewöhnlich scharfes Auge auf's äußerste anstrengen mußte, um die kleinen Schriftzeichen zu lesen. Es überlief Rabbi Jesaja heiß und kalt, als es ihm gelang, in der heiligen Sprache die Worte zu entziffern: „Gegen dich allein habe ich gefehlt, und was in deinen Augen schlecht ist, gethan, deshalb mögest du durch deinen Spruch mich rechtfertigen, durch dein Urtheil mich frei sprechen.“

„Wunderbar, wunderbar,“ sprach Rabbi Jesaja für sich hin, „das ist wiederum der 51. Psalm und zwar der 6. Vers; wunderbar!“

Nachdenklich starrte Rabbi Jesaja auf das Stückchen Papier und kam mit seiner scharfen Combinationsgabe zu folgendem Resultat, daß er sich selber in halblaut geführtem Selbstgespräch Punkt für Punkt in folgender Weise resumirte:

Erstens: Der Zettel war zur Zeit des Diebstahls noch nicht in dem Schlüssel, sonst hätte ich schon damals das Hinderniß beim Gebrauch des Schlüssels bemerkt, wie ich es heute beachtet habe. Er ist erst hineingekommen, als der Schlüssel in der Tischschublade lag. Er muß also von Jemanden herriühren, der ungemein vertraut im Hause ist.

Zweitens: Der Dieb, der den Zettel hineingelegt und ihn jedenfalls an mich gerichtet hat, ist ein bibelkundiger Mann. Er ist aber auch ein Kenner des rabbinischen Gesetzes, den er hat in scharfsinniger Weise den Normen entsprochen, die im Schulchan Aruch Choschen Hamischpat Cap. 355 für den Fall vorgelesen sind, daß ein Dieb den gestohlenen Gegenstand seinen Eigenthümern ohne deren Wissen zurückgibt.

Drittens: Mit dem von ihm gewählten Psalmwort wollte er mir sagen, daß er einer solchen That nicht gegen einen anderen fähig sei, daß er nur gegen mich allein sie begangen habe, weil er sicher auf meine Nachsicht rechnet und er hofft, daß ich in Erwägung der Umstände, die ihn dazu gedrängt, seine Handlungsweise rechtfertige und ihn frei sprechen werde.

Bei den letztgesprochenen Worten traten Rabbi Jesaja die Thränen in die Augen. Wer fühlte wärmer und theilnehmender die drückende Armuth und bittere Noth so vieler Talmide Chachamim in seiner Gemeinde, als er! Bewegt rief er mit

zum Himmel erhobenen Blick aus: „Möge mir Gott in seiner Gnade alle meine Schwächen und Irrungen verzeihen, wie ich dem Dieb meiner Werthgegenstände mit ganzem Herzen das Geschehene vergebe. Mein Gott! ich nannte ihn in diesem Augenblick noch einen Dieb, und er ist es doch nicht mehr! Wie unfähiglich weit ab stehe ich doch noch von dem Gesinnungsadel unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, welche sagen: „Wenn Du einen Talmid Chacham bei Nacht eine Sünde begehen siehst, trage sie ihm bei Tag nicht mehr nach, hat er sie am Tage begangen, trage es ihm bei Nacht nicht mehr nach; vielleicht hat er Tschuba gethan. Vielleicht? Sicher hat er's bereut und sich gebessert.“ Möge mir vom Himmel nur die Gnade beschieden sein, daß ich den Namen des Mannes erfahre, der in einer schwachen Stunde die Hand nach meinem Besitz ausgestreckt hat, damit ich ihm helfen kann. Möge er aber niemals erfahren, daß ich ihn kenne, damit er nicht beschämt wird vor mir. Wenn Du, o Gott, mir diese Gnade gewährst, will ich daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß Du mir auch die Sünde verziehen hast, den armen Mann dem nichtjüdischen Gerichte auszuliefern.“

Diesen Fehler wieder gut zu machen, war Rabbi Jesaja nächstes und wichtiges Anliegen. Er sagte sich, daß er den Besuch des Stadthauptmanns nicht abwarten dürfe, sondern ihm zuvor kommen und ihn bewegen müsse, die ganze Begebenheit als ungeschehen zu betrachten. Abgesehen von der neuen Aufregung, die ein zweiter Besuch des Stadthauptmanns in der Judengasse zur Folge hätte, war es auch viel schwerer, denselben zur Niederschlagung jeder Untersuchung zu veranlassen, wenn er schon seinen Plan entworfen hatte und ihn in seinem Amtseifer zu Ende führen möchte.

Rabbi Jesaja beschloß daher, sofort zum Stadthauptmann zu gehen und ihn zu bestimmen, die ganze Sache nunmehr auf sich beruhen zu lassen. Eben wollte er seinen Pelz anziehen und sich zum Fortgehen anschicken, als an die Thüre geklopft wurde und zu seiner großen Ueberraschung Herr Stadthauptmann von Dingeldein in voller Galauniform eintrat.

VIII.

Herr von Dingeldein war wie umgewandelt. Seine Blicke leuchteten in wilder, unheimlicher Freude, seine kupferfarbige Nase schillerte in's Bläuliche und verrieth, daß ihr Besitzer zur Mittagstafel dem Wein gut zugesprochen hatte. — Dabei trug er ein joviales, hurschikoses Wesen zur Schau, das keine Spur mehr von der Ehrerbietung zeigte, mit der er heute Morgen dieses Zimmer betreten hatte.

„So rasch, Herr Rabbiner, hätten Sie mich wohl nicht wieder auf dem Plaze vermuthet. Aber ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, etwas Kabbalistik versteht die Polizei auch. Um es kurz zu melden, wir haben nicht nur den Silberschatz, wir haben auch den Dieb, er ist bereits auf dem Weg in den Thurm.“

Rabbi Jesaja erbleichte und sank vor Schrecken auf den nächsten Stuhl nieder. Keuchend preßte er die Worte hervor:

„Und wie heißt er?“

„Das sollen Sie sofort erfahren. Ich muß Ihnen nur erst berichten, wie sich die Sache so rasch gemacht hat. Wissen Sie, ein so merkwürdiger Fall ist mir noch nicht vorgekommen; es ließ mir keine Ruhe, bis ich volles Licht in die dunkle Geschichte gebracht hatte. Ich zog meinen findigsten Geheimpoli-

zisten, den langen Gredinger, in's Vertrauen und hieß ihn eine gründliche Hausfuchung bei allen hiesigen Trödlern vornehmen. Er solle aber, so instruirte ich ihn, nicht bei den jüdischen Trödlern, sondern bei den christlichen beginnen. Da es sich um Eigenthum des Rabbiners handelt, so sagte ich mir, hat der Spitzbube es nicht gewagt, den Diebstahl zu einem Glaubensgenossen zu bringen. Da der Schatz jetzt wieder an seinem richtigen Platz ist, so ist in den Gewölben der Trödler selbstredend nichts mehr zu suchen und zu finden. Um so sicherer vermuthete ich die Spur in den Büchern und Papieren der Händler. Da man Gegenstände von so bedeutendem Werthe nicht ohne Schein und Quittung und vor Allem nicht ohne detaillirte Aufzählung der einzelnen Stücke aus der Hand giebt, so instruirte ich meinen Beamten, nach dieser Richtung hin eine Hausfuchung vorzunehmen. Mein nach Ihren Angaben gefertigtes Verzeichniß gab ich dem Gredinger mit und im Verlauf einer Stunde kommt der geriebene Mensch schon mit der Nachricht von dem Dieb, den er richtig entdeckt hat. Er hatte eine glückliche Hand. Sofort bei dem Trödler Franchetti, den er zuerst aufsuchte, fand er das Gewünschte. Hier lest es selbst."

Rabbi Jesaja's Hand zitterte hin und her; er blickte wie versteinert auf die Schriftzüge und war unfähig ein Wort zu lesen.

"Ihr seid ein Talmud-Gelehrter und in Folge dessen ist Euch das deutsche Geschreibe wohl nicht so geläufig," meinte der Stadthauptmann, indem er das Papier wieder hinnahm. "Es sind auch so vertrackte Schnörkel drin, daß selbst ein geübter Leser seine liebe Noth damit hat. Der Dieb, der wahrscheinlich Gewissensbisse oder Angst vor der Polizei hatte, bescheinigt darin, daß er die namentlich aufgeführten Gegenstände wieder

zurückhalten und dem Tröbler die dafür gezahlte Summe von 2000 fl. zurückgezahlt habe.“

„Und wie lautet die Unterschrift des Scheins?“ fragte in einer Aufregung, die ihm zu unterdrücken unmöglich war, der Rabbiner.

„Da lest sie selber.“

„Wolf Proßnitzer!“

„Schema Jisroel!“ rief der Rabbiner von seinem Seelenschmerz überwältigt aus und vergaß für den Augenblick ganz die Rücksicht auf den hohen Besuch, der ganz betroffen einen Schritt zurückwich. Aber wie heute Morgen, so gab auch jetzt diese Erleichterung seines gepreßten Gemüthes dem Rabbi die ruhige Besonnenheit wieder. Zwei große Thränen, die Rabbi Jesaja bei seiner Seelenpein aus den Augen getreten waren, waren als die einzigen Zeugen seiner nun niedergekämpften Aufregung zurückgeblieben.

„Ich schulde Euch großen Dank,“ hob er an, „für die Mühe, die Ihr Euch meiner wegen unterzogen habt. Aber wenn Ihr glaubt, Wolf Proßnitzer habe sich an meinem Eigenthum vergriffen, so seid Ihr im Irrthum. Für den stehe ich gut, der ist einer solchen That ebensowenig fähig, als ich es selber bin. Ich will ihn sofort hierher rufen lassen. Nehmt ihn, gnädiger Herr, selber in das peinlichste Verhör und Ihr werdet Euch von seiner Unschuld überzeugen, wie ich davon überzeugt bin.“

Rabbi Jesaja streckte die Hand nach dem Thürgriff aus, aber der Stadthauptmann hielt ihn zurück.

„Ihr könnt den Schelm jetzt wohl nicht herbeiklingeln, denn er sitzt bereits hinter Schloß und Riegel, wie ich Euch gleich Anfangs mittheilte. Ich habe zwei Wachtsoldaten mit

hierhergebracht, die ihn in den Keller des Thurmgefängnisses abgeführt haben, unmittelbar bevor ich zu Euch eintrat."

"Dann verzeiht, Excellenz, wir wollen beide sofort in's Gefängniß und den Gefangenen dort einem Verhör unterziehen. Sie werden sehen, daß hier ein Mißgriff vorliegt. Außer dem Bestreben, einem Unschuldigen zu seiner Freiheit zu verhelfen, liegt mir auch daran, daß der Polizei keine Unannehmlichkeiten aus der Einsperrung eines Unschuldigen erwachsen."

"Deshalb seid unbesorgt; dafür will ich die Verantwortlichkeit schon übernehmen," erwiderte mit überlegenem Lächeln der Stadthauptmann. "Wenn ich mich hier geirrt hätte, so würde ich meine Stelle als Leiter der hiesigen Polizei niederlegen. Wir haben's ja schwarz auf weiß hier vor uns, wie kann denn da von einem Zweifel die Rede sein? Aber wie man auch darüber denken mag, wir hätten beide jetzt gar kein Recht, den Schelm zu verhören. Der ist jetzt der strafenden Gerechtigkeit überantwortet und der strafende Richter hat allein das Recht, ein Verhör vorzunehmen."

"Aber, Herr Stadthauptmann," entgegnete Rabbi Jesaja, wenn die Dinge so liegen, wie konnten Ew. Excellenz so offenbar gegen unsere vor wenigen Stunden getroffenen Abmachungen verstoßen? Hatten wir nicht verabredet, daß keine Seele von der Sache etwas erfahren soll, bis wir uns noch einmal vorher gesprochen haben? Haben Ew. Excellenz nicht selber diesen Wunsch geäußert?"

"Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt," erwiderte gereizt der Stadthauptmann. "Statt, daß Ihr Euch für den geleisteten Dienst bedankt, erhebt Ihr Vorwürfe gegen mich, weil ich meine Pflicht so gut und prompt besorgt habe, wie ich es anir selber nicht hätte träumen lassen. Damit der Spitzbube

keine Bunte riecht, hielt ich es für gerathen, kein Wort darüber zu verlieren; aber das schließt doch nicht aus, nach ihm zu fahnden und jede Rücksicht fallen zu lassen, jetzt, wo wir ihn haben.“

Rabbi Jesaja fühlte ohne großen Scharfsinn heraus, daß auf diesem Wege nichts zu Gunsten des gefänglich Eingezogenen zu erreichen sei. Dem Stadthauptmann that es jedenfalls wohl, einen so handgreiflichen Beweis seiner Findigkeit richtig auszuschlachten. Lag des Schicksal des Verhafteten wirklich lediglich in Händen des Gerichts, so mußte der Stadtrichter für eine schonende Behandlung des Falles gewonnen werden. Dazu konnte Herr von Dingelbein jedenfalls viel beitragen.

„Des großen Dankes, den ich Ew. Excellenz schulde, bin ich mir wohl bewußt,“ lenkte Rabbi Jesaja ein. „Mehr als ich ihn bereits ausgesprochen habe, ruht er unvergeßlich bei mir, und ich hoffe, daß sich mir einmal Gelegenheit bieten möge, diesen Dank durch eine That besiegeln zu können. Sie haben mit großer Umsicht und mit sicherem Scharfsinn und jedenfalls mit viel besserem Resultate nach dem Thäter geforscht, als dies irgend einem anderen und am wenigsten mir selber möglich gewesen wäre. Wäre ich davon nicht von vornherein überzeugt gewesen, so hätte ich ja gewiß nicht Ew. Excellenz mit der Gelegenheit zu behelligen mir gestattet, und hätte mich, den gewöhnlichen Instanzenweg einhaltend, zunächst an die zuständigen unteren Polizei-Organen gewandt. Aber ich hatte, wie Ew. Excellenz noch erinnerlich sein wird, noch eine andere Bitte, die mich bestimmte, direkt um Hochdero Bemühung zu bitten und das war der Wunsch, daß der Thäter nicht der Strenge des Gesetzes ver falle. Diese Bitte liegt mir heute noch mehr am Herzen, als zuvor. Die Beweise, die gegen Proßnitzer vor-

liegen, mögen noch so erschwerend sein, ich glaube nicht an seine Schuld, wenn er sie nicht selber bekennt."

"Aber lieber Herr," entgegnete unwillig der Stadthauptmann, "Ihr seht doch hier seine Unterschrift mit eigenen Augen."

"Wäre es das erste Mal, daß eine derartige Unterschrift gefälscht ist? Könnte nicht Jemand den ehrlichen Namen Wolf Proßniger mißbraucht haben, um einen so ansehnlichen Silberschatz unauffällig einem Trödler zu übergeben?"

"Aber Ihr sagtet doch selber, daß der Diebstahl nur von Jemanden begangen sein könne, der mit der Häuslichkeit vollkommen vertraut ist. Dieser Vertrauensmißbrauch wird bei der Bemessung der Strafe wesentlich in's Gewicht fallen und ich sollte mich nicht wundern, wenn der geriebene Erzschelm in acht Tagen am Galgen baumelt; was ihm auch von Gottes- und Rechtswegen gehört."

"Der unschuldig Verdächtige wird aber um Himmelswillen doch wenigstens erst verhört werden, bevor man ihn aufknüpft?"

Die Erregung des Rabbiners und seine fortwährende Behauptung, daß der durch die Zindigkeit des Stadthauptmanns so rasch dingfest gemachte Dieb unschuldig sein solle, reizten den Stadthauptmann derart, daß er unwirsch seinen Helm in die Hand nahm und sich brüst mit den Worten verabschiedete:

"Ihr werdet Euch hoffentlich bald überzeugen, wer von uns beiden im Recht ist. Bis dahin wollen wir der Sache ihren Lauf lassen, sie liegt beim Stadtgericht in guten Händen. Wenn Ihr warten wollt, bis der Einbrecher seine Schuld selber eingesteht, so könnt Ihr allerdings lange warten. Das Gericht wartet nicht so lange, und damit Gott befohlen."

Mit diesen Worten schritt der Stadthauptmann klirrenden Schrittes der Thüre zu, öffnete und schloß dieselbe so heftig, daß Rabbi Jesaja über die Ungnade, in der er bei Herrn von Dingelbein gefallen war, nicht im Zweifel sein konnte.

Einen Augenblick machte sich Rabbi Jesaja Vorwürfe über seine Art und Weise, wie er dem Stadthauptmann entgegen getreten war. Aber er sagte sich füglich, daß es nicht in seiner Macht lag, dem Mann die Beute zu entreißen, die er seinem Polizeigenie zuschrieb und daß jede andere Art der Behandlung ebenfalls zu keinem anderen Resultate geführt haben würde. Der eine Fehler, daß er die Polizei in's Vertrauen gezogen hatte, zog alles andere mit unerbittlicher Consequenz nach sich; daran ließ sich nichts ändern. Er mußte jetzt den Richter zur Milde zu bestimmen suchen. Das war der nächste durch die Verhältnisse gebotene Schritt.

Rabbi Jesaja hatte jedoch nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen. Kaum hatte ihn Herr von Dingelbein verlassen, als die Rabbinerin mit verstörter Miene bei ihm eintrat.

„Weißt Du schon,“ sprach sie mit von Thränen verhaltener Stimme, „daß der Hausbochur von der Polizei in Ketten geschlossen in's Gefängniß abgeführt wurde, daß die ganze Judengasse von dem Silberdiebstahl spricht, der bei uns begangen wurde, und daß Proßnizer der Dieb sein soll?“

„Hältst Du es für möglich, daß Proßnizer der Dieb sein kann?“ fragte der Rabbi.

„Eher hielt ich mich dafür, als diese brave, treue Seele.“

„Das war brav gesprochen. Ich bin ganz Deiner Meinung. Nun gehe aber zunächst hin und erzähle jedem, der es hören will und vor Allem jedem, der es nicht hören will, daß

von unserem Silber kein Stück fehlt, daß also ein doppelter Irrthum vorliegen müsse.“

„Darf ich das sagen? Unser theueres, von den Großeltern und Eltern überkommenes Silber haben wir doch in der That nicht mehr, darf ich eine solche Unwahrheit sprechen?“

Rabbi Jesaja lächelte. — „Ich habe von Dir keine Unwahrheit verlangt. Wir haben unser Silber wieder.“

Und nun erzählte Rabbi Jesaja seinem wackeren Weibe alles Borgefallene und als er mit der Erzählung zu Ende war, öffnete er den Wandschrank, in dem die Silbergeräthe unverfehrt dastanden.

Die Rabbinerin konnte sich nicht fassen. Sprachlos starrte sie dahin, bis ihr Gatte sie aus ihrem sinnenden Brüten durch die Frage weckte: „Glaubst Du auch jetzt noch an Proßnizers Unschuld?“

„Das Silber wieder an seinen Platz zu stellen, halte ich ihn für fähig, aber es fortzunehmen; das hat Proßnizer niemals gethan.“

„Die Erfahrungen der letzten Zeit haben Dich doch, Gott sei es gedankt, nachsichtiger in Deinem Urtheil gemacht. Möge uns nun Gott einen Lichtstrahl in dieses Dunkel fallen lassen, damit wenigstens kein Unschuldiger durch uns leidet. Jetzt aber muß ich den Stadtrichter Schaab aufsuchen, wenn ich diesen zur Milde stimmen kann, ist noch nicht Alles verloren.“

Als die Rabbinerin das Zimmer ihres Gatten verlassen hatte, verschloß dieser es wieder von neuem. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die von dem Stadthauptmann vorgebrachten Verdachtsmomente für Proßnizer sehr belastend waren und dessen sofortige Verhaftung vollkommen rechtfertigten. Er hatte zu ihrer Entkräftung nichts als die gute Mei-

nung über seinen Hausbachur. Einen Augenblick dachte er daran, selber zu dem Trödler Franchetti zu gehen und sich das Signalement desjenigen angeben zu lassen, von dem die „Wolf Proßnizer“ unterzeichnete Schrift herrührte. Aber abgesehen davon, daß die große Mehrzahl dieser Trödler Hehler und Mithelfer an den Diebstählen waren, die sie in ihren Gewölben zum Verkauf ausboten, so wollte er einen Schritt für's erste vermeiden, welcher dem Sensationsbedürfniß der Judengasse neue Nahrung gegeben hätte.

Da zuckte ihm plötzlich ein erleuchtender Gedanke durch den Kopf! Er hatte ja ein unfehlbares Mittel in Händen, die Unschuld Proßnizers unzweifelhaft nachzuweisen; die Handspur im Staube des obersten Schrankbrettes.

Behutsam holte er das Brett herunter; die Umriffe waren noch so scharf kenntlich, als vor vier Wochen. Aus einem anderen Schranke holte er das Brett, auf welchem sich die Handabdrücke Proßnizers und die seiner Genossen befanden. Beide Bretter hielt der Rabbi an's Fenster, um sie zu vergleichen. Sein treues Gedächtniß kannte noch die Hand eines jeden einzelnen Schülers. Ein flüchtiger, vergleichender Blick und die Bretter fingen an, in den Händen des Meisters zu zittern. Das war der Abdruck von Proßnizers Hand, so treu, so über allen Zweifel erhaben, daß die erschütternde Gewißheit die Hände des Meisters lähmte und die Bretter polternd zur Erde fielen. Als fürchtete er, die Bretter könnten zu Verräthern werden, fuhr er eiligst mit einem Tuch darüber und verlöschte jede Spur. Er bedurfte ihrer nicht mehr; jetzt kannte er den Dieb und konnte für seine Unschuld nicht mehr in die Schranken treten.

IX.

Eine Stunde mochte etwa seit den im vorigen Kapitel geschilderten Vorgängen verfloßen sein; Rabbi Jesaja hatte sich sofort auf den Weg nach der Gerichtskanzlei im Rathhause gemacht, um den Untersuchungs-Richter Herrn Martin Schaab aufzusuchen. Es war ein harter Gang.

In der Judengasse standen zahlreiche eifrig discutirende Gruppen beisammen, die auseinanderstoben, sobald der Rabbiner in ihre Nähe kam. Er war der Gegenstand der Unterhaltung; das wußte er, auch wenn er kein Wort der Unterhaltung verstand. Er meinte, die ganze Gasse, Hoch und Nieder, alle müßten mit Finger auf ihn deuten und sich zischelnd in die Ohren sagen: das ist der Mann, der wegen falschen Verdachts eines Diebstahls seinen Hausbochur der Polizei ausliefert und ihn an den Galgen bringt! Jetzt läuft er noch gar zum Richter selber, als ob ihm die Alarmirung der Polizei nicht genügte.

Als er eben in das weite Hofthor des Rathhauses eintreten wollte, kam ihm der Stadthauptmann entgegen.

Herr von Dingeldein konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken, als er kalt und gemessen den Gruß Rabbi Jesajas erwiderte. Letzterer wußte nun, daß ihm Herr von Dingeldein zuvor gekommen war, und daß er somit für sein Anliegen auf sein geneigtes Ohr rechnen dürfe.

Er ließ sich nichtsdestoweniger durch den Gerichtsdiener anmelden und wurde erst nach langem Warten vorgelassen. Der Frankfurter Oberrichter, Martin Schaab, gehörte einer bekannten Frankfurter Patrizierfamilie an. Er war noch jung. Seine

kalten, aristokratischen Züge, seine goldene Brille, aus der zwei graue, stechende Augen sich auf den Eintretenden hefteten, seine buschigen Augenbrauen und seine finster gerunzelte Stirne, alles das ließ Rabbi Jesaja nichts Gutes erwarten.

„Was wünscht Ihr? Aber macht's kurz, denn meine Zeit gehört noch anderen Besuchern, die nicht lange warten können,“ herrschte der Oberrichter von seinem Schreibtisch aus den Eintretenden an.

„Ich komme wegen eines jungen Mannes, der vor etwa zwei Stunden, als eines Diebstahls verdächtig, in Untersuchungshaft genommen wurde.“

„Und was soll ich dazu thun?“

„Der Herr Oberrichter wolle mir gnädigst gestatten, den Gefangenen aufzusuchen.“

„Was geht Euch denn der Gefangene an?“

„Er war bei mir Hauslehrer und ist, wie es scheint, dadurch in Verdacht gerathen, einen Diebstahl bei mir begangen zu haben, der eigentlich diesen Namen gar nicht verdient, da sich sämtliche verloren geglaubten Gegenstände wieder an Ort und Stelle befinden.“

„Von dem Falle habe ich amtlich noch gar keine Kenntniß und kann sie gar nicht haben, da bei den vielen Verhaftungen, die jetzt täglich erfolgen, gewöhnlich einige Tage verstreichen, bevor ich meinen Rapport erhalte. Aber, daß Ihr einen Gefangenen sprecht, der sich in Untersuchung befindet, das geht in keinem Falle an. Wollt Ihr sonst noch etwas?“

„Allerdings, Herr Oberrichter. Es liegt hier ein eigenartiger Fall vor, der die Anwendung einer milden Auslegung des Gesetzes gestattet und vielleicht verlangt, und darum wollte ich gehorsamst bitten. Ich, der Bestohlene, verlange keine Be-

strafung des verdächtigen Inhaftirten, da es sich herausgestellt hat, daß meine gestohlenen geglaubten Gegenstände sich unverfehrt an Ort und Stelle befinden."

"Das ist sehr schön. Die Untersuchung wird das ja feststellen. Erweist sich die Unschuld Eures Lehrers, so wird er keine Stunde zurückgehalten, im anderen Falle müssen wir dem Gesetz seinen Lauf lassen."

"Nehmen wir an, Herr Oberrichter, daß der Inhaftirte unschuldig sei, so muß er bis zu seiner Freisprechung eben unschuldigerweise im Gefängniß und in der quälenden Ungewißheit über den Ausgang seiner Sache verbringen; das möchte ich dem armen Menschen ersparen. Ich ließe es mich gerne eine große Summe, bis zu tausend Gulden, kosten, wenn der gefänglich Eingezogene sofort auf freien Fuß gesetzt werden könnte."

Bei diesen Worten fuhr der Oberrichter zornig empor:

"Ihr wagt es, mir eine Bestechung anzubieten? Ich hätte das Recht, Euch daraufhin sofort selbst zu verhaften, zumal mir diese angelegentliche Verwendung für den Dieb ganz ungeheuerlich vorkommt."

"Verzeiht, gnädiger Herr! Ich bin selbst Richter in meiner Gemeinde. Als solcher weiß ich, wie das uns in gleicher Weise heilige Gotteswort jede Bestechung verbietet. Das Gotteswort bezeichnet als Folge der Bestechung, daß sie die Augen der Weisen blendet, und die Worte der Gerechten verdreht. Noch niemals ist mir die tiefe Wahrheit dieses Wortes so in ihrer ganzen Bedeutsamkeit zum Bewußtsein gekommen, als in diesem Augenblicke, wo ich sehe, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Bestechung genügt, um den Blick eines unserer weisesten Richter damit zu trüben, daß er den Rabbiner der Frankfurter Judengemeinde einer solchen Sünde fähig hält. So

war's nicht gemeint. Ich wollte eine Summe bis zu tausend Gulden für den Gefangenen aussetzen, etwa als Caution oder in welcher Form es sonst statthaft ist, um darzuthun, wie sehr mir an der Freilassung oder milden Beurtheilung des Gefangenen gelegen ist."

Diese in ruhiger, fester Weise gesprochenen Worte hatten einen unverkennbaren Eindruck bei dem Richter gemacht. Er trat vor Rabbi Jesaja hin und sprach:

"Ihr seid ein edler Mann; verzeiht, wenn ich Euch Unrecht gethan habe. Wohl habe ich, wie bereits erwähnt, bis jetzt keine amtliche Kenntniß von dem Vorgang, aber Herr Stadthauptmann von Dingeldein hat mir die Sache privatim mitgetheilt und mir Eueren Besuch in Aussicht gestellt. Der Herr Stadthauptmann hat zwar einer exemplarischen Bestrafung des Diebes das Wort geredet, aber ich werde nach Eurer Verwendung für den Angeschuldigten, ihn so milde als möglich bestrafen. Euer Besuch im Gefängniß hätte keinen Zweck. Ich hätte schon formell das Recht, von der üblichen Gepflogenheit, welche ja den Verkehr mit Untersuchungsgefangenen untersagt, für dieses Mal abzugehen; aber es wird mir viel leichter sein, für den Gefangenen mildernde Umstände geltend zu machen, wenn ich in seiner Behandlung keine Ausnahme gestatte. Ich verspreche Euch außerdem, den Fall so rasch wie möglich zu erledigen und Euch dann sofort zu benachrichtigen."

Mehr konnte Rabbi Jesaja für den Augenblick nicht erreichen; er hatte nicht einmal so viel erwartet. Dankend verabschiedete er sich von dem Obergericht und eilte nach Hause.

Ungeduldig hatte ihn seine Gattin erwartet, welcher er das Resultat seines Besuches erzählte. Diese, die körperliche

und seelische Aufregung des Gatten aus jedem Worte fühlend, redete ihm zu, sich durch Speise und Trank zu stärken, da er den ganzen Tag noch nichts genossen hatte.

Rabbi Jesaja wies aber diese Aufforderung so entschieden zurück, daß sie nicht wiederholt wurde.

„Nach dem Gesetze der Thora,“ sagte er, „dürfen Richter an dem Tage, an dem sie ein Todesurtheil zu sprechen haben, nicht Speise und Trank zu sich nehmen, bis nach gesprochenem Urtheil. Wenn die Richter, die doch von der durch sie zu beurtheilenden Schuld vollständig frei sind, diese Pflicht haben, so thue ich gewiß nichts übriges, wenn ich faste, bis Proßniers Urtheil gesprochen ist. Vielleicht erfolgt das Urtheil heute oder morgen. Wenn es bis zum Sabbathe nicht erfolgt ist, so werde ich an diesem Tage in gewohnter Weise die vorgeschriebenen drei Mahlzeiten nehmen. Aber zum Ausgang des Sabbath trinke ich nicht einmal den Hawdolo-Wein und faste weiter, bis das Urtheil erfolgt ist. Ich sage Dir dies Alles, damit wir nicht in Gegenwart Anderer darüber zu sprechen brauchen; denn Du weißt, daß Fasten verliert sein Verdienstliches, wenn man es Andern mittheilt. Dir mußte ich es sagen, weil ich es vor Dir doch nicht hätte verheimlichen können. Vielleicht verzeiht mir Gott so die große Sünde, daß ich eine solche Todesgefahr auf das Haupt eines so braven, frommen, gottesfürchtigen Menschen heraufbeschworen habe.“

„Aber,“ entgegnete die würdige Gattin, „dann muß ich so gut fasten, wie Du. Denn in Wahrheit bin ich die eigentliche Ursache des ganzen Unglücks. Mein thörichtes Hangen an eit-lem Geld und Gut war es doch allein, das Dich bestimmte, die Sache der Polizei zu übergeben. Gestatte also, daß ich Dein Fasten theile.“

„Das nicht,“ erwiderte Rabbi Jesaja, „Du weißt: Ein Schiach lidbar Avera. Für jede sündhafte Handlung ist ausschließlich Derjenige, der sie begeht, verantwortlich. Ich werde fasten, und Du wirst in der ganzen Zeit mit gesteigerter Hingebung die Armen bedenken, die unser Haus aufsuchen. Beide wollen wir aber mit der ganzen Innigkeit unseres Herzens zu Gott beten, daß er Alles zum Guten lenken möge. Wisse, daß das Gebet einer Frau, welche Armen Speise und Trank reicht, leichter Erhörung findet, als das des Mannes, der nur mit Geld den Armen unterstützt, das der Arme erst weggeben muß, um die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu ermöglichen.“

„Ich werde Deine Weisung genau befolgen, und mit Dir diese schwere Sorge Gott anheimstellen, aber nun ruhe wenigstens einige Stunden. Wenn Du nicht durch Speise und Trank Deinen Körper stärken willst, so thue es durch einen erquickenden Schlaf. Ich werde bis zum Abend Niemanden zu Dir lassen.“

Rabbi Jesaja fühlte das Bedürfniß nach Ruhe, aber er konnte sie nicht finden. Was konnte Proßniker betrogen haben, eine solche That zu begehen? Warum hat er das Silber wieder zurückgebracht? Und wenn er an den Galgen käme? Wie könnte ich dem letzten Bettler meiner Gemeinde je wieder unter die Augen treten? Und wenn selbst Menschen mir verzeihen, wie könnte ich das Geschehene je vor Gott verantworten?

Diese und ähnliche selbstquälerischen Fragen ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, und als die Natur ihr Recht gebieterisch geltend machte, und er in einen leisen Halbschlummer verfiel, verfolgten ihn noch schreckliche Traumbilder, so daß er mit lautem Aufschrei aus seiner Ruhe emporfuhr.

So vergingen drei qualvolle Tage. Am vierten Tage kurz nach dem Morgengebet trat ein Gerichtsbote ein und über-

reichte ein versiegeltes Schreiben des Oerrichters. Mit zitternder Hand öffnete es Rabbi Jesaja und las es in Gemeinschaft mit seiner Gattin. Der Oerrichter theilte darin mit, daß Proßnizer die That eingestanden habe. Als Motiv für dieselbe habe er angegeben, sein Vater, der angeblich ein reicher Kaufmann in Böhmen sei, habe ihm geschrieben, wenn er bis zu einem gewissen Zeitpunkte nicht 2000 Gulden aufreiben könne, so sei er geschäftlich ruinirt. Es sei aber sicher, daß er die Summe 14 Tage später wieder zurückzahlen könne. Statt sich für diese Summe bei Frankfurter Geldleuten zu verwenden, hat der Sohn das Silber des Rabbiners gestohlen, habe 2000 Gulden darauf geliehen, welches Geld er seinem Vater geschickt haben will. Er habe ganz kurze Zeit darauf das Geld von seinem Vater zurückerhalten, das gestohlene Silber damit ausgelöst und es wieder an seinen Platz zurückgestellt. Der Richter habe die mildesten Umstände walten lassen, so daß der Dieb nicht an seinem Leben gestraft worden sei. Es wurde ihm in vergangener Nacht das linke Ohr abgeschnitten und dann erfolgte die Ausweisung aus dem ganzen Frankfurter Gebiet unter Androhung des Todes durch den Strang, falls er sich je wieder hier blicken läßt.

X.

Mit einem lauten Aufschrei sank Rabbi Jesaja auf seinen Stuhl nieder, als er diese Botschaft zu Ende gelesen hatte. Er barg sein Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich. Umsonst versuchte ihm die edle Gattin Trost zuzusprechen.

„Das Schlimmste,“ sagte sie, „wie wir es gefürchtet hatten, ist, Gott sei es gedankt, denn doch nicht eingetroffen. Da er

bei Nacht und Nebel über die Grenze geschafft wurde, wird auch hier Niemand in der Judengasse etwas von der entsetzlichen Strafe erfahren, die ihn betroffen hat. Du hattest ja bei Allem, was Du in der Sache gethan hast, die reinsten Motive und edelsten Absichten. Jeder andere, der ebenso gehandelt hätte, würde sich aus dieser Handlungsweise keinen Vorwurf machen, er würde noch etwas Verdienstliches darin erblicken und nicht mit Unrecht. Was nun geschehen ist, ist geschehen und ist durch unseren Schmerz nicht zu ändern. Ich bitte Dich daher, jetzt Speise und Trank zu Dir zu nehmen und Dein theueres Leben nicht länger zu gefährden.“

„Ich werde Deinem Wunsche entsprechen, da nun das Urtheil erfolgt ist, und ich nur bis dahin zu fasten gelobt habe. Diese Zurückhaltung von Speise und Trank gefährdet mein Leben nicht; Du weißt, ich habe schon länger gefastet. Aber was dem armen Proßnizer durch uns widerfahren ist, das schmerzt mich unsäglich; den Schmerz über dieses Unrecht werde ich nicht verlieren, bis es gesühnt ist. Unterschätze nicht den harten Fall; denn er ist schrecklich, nach allen Seiten hin betrachtet. Wenn man ihn auch nicht aufgeknüpft hat, das Leben haben sie ihm doch genommen. *Mitzas Nefesch techol Hanefesch*, lehren die Weisen, ihr Andenken sei zum Segen. Ein Theil des Lebens ist wie das ganze Leben. Ihm ist sein Leben, sein heiteres, glückliches, geachtetes Leben für die ganze Zeit seines irdischen Daseins genommen. Er trägt das unerböliche Brandmal der Diebe und Räuber an sich und wird sich in Folge dessen nie eine achtbare Stellung unter den Menschen ermöglichen können. Dabei hat er im Grunde genommen ein edles Werk thun und den Vater vor Schmach und Schande retten wollen. Freilich hat er unrecht, hat er leicht-

sinnig gehandelt, daß er uns die Noth seines Vaters nicht mitgetheilt hat. Aber selbst dieser Fehler quillt aus seiner Schamhaftigkeit und Schüchternheit, die es nicht gewagt hat, eine so große Bitte an uns zu stellen. Er hat — —“

In dieser Selbstanklage wurde Rabbi Jesaja glücklicherweise unterbrochen durch den Besuch des ersten Vorstehers der Frankfurter Gemeinde, Rabbi Abraham Breitingen. Dieser hatte bereits von der Proßnitzer widerfahrenen Bestrafung auf Umwegen gehört. Die Nachricht davon war auch in die Gemeinde gedrungen, in welcher deshalb große Aufregung herrschte. Niemand in der Judengasse glaubte an die Schuld Proßnizers. Die allgemeine Verstimmung und Erregung wandte sich gegen den Rabbinen, der die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen und dadurch die schimpfliche Bestrafung eines Unschuldigen veranlaßt habe. Der Vorsteher, der den Rabbiner eines solchen Schrittes nicht für fähig hielt, war gekommen, um eine zuverlässige Darstellung des Vorgefallenen zu erhalten, und so die erregten Gemüther zu beruhigen.

„Was auch die Welt Schlimmes über mich denkt und spricht, sie hat ein Recht dazu,“ erwiderte Rabbi Jesaja seinem Vorsteher. „Chotosi, Dwisi, Poschati. Ich habe leichtsinnig, schlecht und verbrecherisch gehandelt.“ Und nun erzählte er den ganzen Vorgang, wie wir ihn kennen. Nur den einen Umstand von der Handspur im Staube verschwieg er und die ihm daraus sich ergebende Gewißheit von Proßnizers Schuld. Er sagte sich, daß in einem Criminalfall, bei dem es sich um Leben und Tod handelt, nach jüdischem Recht, selbst ein solch zwingender Beweis nicht genügt hätte, um das Schuldig über den Verdächtigen auszusprechen. Nur durch die Aussage zweier zuverlässiger Zeugen könne ein Vergehen, auf das Todesstrafe steht,

gesühnt werden. So lange diese Zeugen aber fehlen, sind keine noch so gravirenden Momente stark genug, um die Schuld als über jeden Zweifel erhaben anzuerkennen. Daß das Schriftstück, welches bei dem Trödler gefunden wurde, sehr wohl eine Fälschung sein könne, betonte der Vorsteher selbst. Auf das Geständniß der Schuld durch den Angeklagten legte man im allgemeinen nicht viel Gewicht, da die Folterstrafen, die in jener Zeit beim Untersuchungsverfahren angewandt wurden, auch den Unschuldigen oft Verbrechen eingestehen ließen, die er nimmer begangen hatte.

Die Rabbinerin, die der Unterhaltung der beiden Männer bisher stillschweigend zugehört hatte, fragte, ob es ihr gestattet sei, ein Wort zu sprechen; und als es ihr mit großer Bereitwilligkeit gestattet wurde, bat sie um Erlaubniß, einen Imbiß für ihren Mann holen zu dürfen, da er seit dreimal vierundzwanzig Stunden weder Speise noch Trank zu sich genommen hatte.

Entsetzt fuhr der Vorsteher empor, als er dieses hörte.

„Ein Heiliger wie Ihr, legt sich solche Kasteiung auf, und ich wage es, Euch mit Fragen und dem Gerede der Welt zu belästigen?“

Er wollte gehen, doch der Rabbi hielt ihn zurück, während die Rabbinerin hinweg eilte, um für den Gatten ein stärkendes Mahl zu bringen.

„Ich habe eine Bitte an Euch,“ hub der Rabbi an, „versprecht mir durch Handschlag, daß Niemand durch Euch erfährt, daß Ihr mich fastend angetroffen habt. Unter der großen Aufregung der jüngsten Tage kann ich es meiner Frau nicht verargen, wenn sie es Euch verrathen hat. Wollt Ihr?“

„Seid Mauchel, Lehrer und Meister, das möchte ich so rasch nicht versprechen. Das Gegentheil möchte ich thun. In 'Schul' möchte ich ausrufen, von Haus zu Haus möchte ich gehen und es Groß und Klein in die Seele hinein reden: „Ihr wagt es über Euren Führer und Meister zu urtheilen und ihn zu verurtheilen wegen einer Sache, die doch keinem so nahe gehet, als ihm selber.“ Ich möchte wohl wissen, ob von den Unzufriedenen, welche die Geschichte mit Proßnizer gegen Euch ausspielen, sich auch nur ein Einziger befindet, der ihrethalben sich auch nur einen Tag Speise und Trank versagt. Ja, ich möchte wissen, ob, wenn ein anderer von einem so großen Schaden an seinem Besizthum betroffen worden wäre, er auch nicht dasselbe gethan haben würde, wenn er hätte hoffen dürfen, dadurch wieder in den Besiz seines Eigenthums zu gelangen!“

„Greifert Euch nicht,“ unterbrach ihn besänftigend Rabbi Jesaja, „und empfangt zunächst meinen heißen Dank für die gute Meinung, die Ihr nach allem Vorgefallenen auch jezt noch von mir habt. Ich weiß, daß Ihr in dieser guten Meinung zur Zeit ziemlich vereinzelt dastehen werdet. Um keinen Preis möchte ich das Verdienstliche, das meinem Fasten etwa anhaftet, dadurch in Frage gestellt wissen, daß es ausposaunt wird, um mir die Gunst der Menschen zuzuwenden. Es würde auch nicht viel helfen. Die mich nach der guten Seite hin beurtheilen, werden es auch ohnedies thun, und diejenigen, die meine Handlungsweise zum Schlechten auslegen, werden sich dadurch kaum eines besseren belehren lassen. Könnte ich aber wirklich zweifellos auf die von Euch vorgeschlagene Weise einen Umschwung der ungünstigen Gefinnung bewirken, ich möchte es nicht einmal. Man verdächtigt in mir ja keinen Unschuldigen, ich habe das Unrecht begangen, das man mir nachträgt. Ich bin auch nicht

damit entschuldigt, daß vielleicht andere ebenso und gar noch schlimmer gehandelt hätten. Der Rabbiner, der anderen als leuchtendes Vorbild vorangehen sollte, hätte am wenigsten so verfahren dürfen, wie ich es gethan habe. Deshalb möchte ich mein Unrecht nicht beschönigen und verschleiern vor der großen Menge. Vielleicht rechnet mir Gottes Gnade diese Mißachtung, der ich mich damit aussetze, als Sühne an. Deshalb bitte ich Euch inständig, schlagt ein, um mir durch Elias Raf (Handschlag) zu versprechen, daß Niemand von meinem Fasten durch Euch erfährt.“

„Euer Wunsch ist selbstredend für mich maßgebend,“ erwiderte der Angeredete, indem er seine Rechte in die dargebotene Hand des Rabbi legte. „Aber, wenn es mir gestattet ist, ein Bedenken zu äußern, so möchte ich doch zu erwägen geben, ob der von Euch vorgesehene Weg der rechte ist. Ich finde es begreiflich, daß Ihr für Euch Euere Schuld so schwer auffaßt, als Ihr es eben thut. Aber ob Ihr nicht gerade mit Rücksicht auf Euere Stellung berechtigt, ja verpflichtet wäret, der Welt gegenüber Eure Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, darüber kann man doch wohl verschiedener Meinung sein. Wohlverstanden, ich möchte nicht, daß Ihr in Euerer Darstellung auch nur um eines Haares Breite von der Wahrheit abweicht. Aber wenn Ihr jedem, der es hören will, den Vorgang erzählt, wie Ihr ihn mir eben erzählt habt, dann kann Euch kein Unbefangener hart beurtheilen. Wenn Ihr aber selber als reuiger Büßender erscheint, was soll dann die Welt von Euch reden? Ihr aber, so sollte man meinen, seid es doch der Ehre der Thora schuldig, die Ihr als ihr berufener Lehrer und Meister vertretet, nicht in einem unwürdigen Lichte zu erscheinen. Jeder Mensch gilt in erster Reihe in den Augen der

Welt so viel und so wenig, als er selber aus sich macht. Hier in Euerer Lernstube, wo Ihr vor Gott allein und den heiligen Seforim steht, muß Euere Selbstanlage am Plage sein, aber der Welt gegenüber schmälert Ihr die Ehre der Thora, wenn Ihr auf Euere Ehre nicht achtet, hier gilt es den vollendeten Mann und Meister zu zeigen, als welche Euch die Welt mit Recht verehrt und bewundert. Vielleicht ist diese Wahrheit in dem bekannten Spruche der Väter enthalten: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich; bin ich aber für mich allein, dann (ist es gestattet von sich selbst zu sagen) was bin Ich?“ — Dazu kommt noch, daß Ihr in Wirklichkeit kein Unrecht gethan habt, wenn Ihr alle erlaubten Mittel und Wege anwendet, um wieder zu Euerem Eigenthum zu kommen. Wenn die Polizei dann zu einer allerdings so unmenschlich grausamen Maßregel griff, die noch dazu aller Wahrscheinlichkeit nach einen Unschuldigen trifft, so habt Ihr das doch nicht gewollt und nicht beabsichtigt und die Verantwortung für diese Härte haben doch nur diejenigen zu tragen, die sie befohlen und vollzogen haben; Ihr doch wahrlich nicht! Könnt Ihr wirklich sagen, daß Ihr mit Euerer Handlungsweise gegen einen Ausspruch von Schas und Poskim verstoßen habt?“

Einen Augenblick schwieg Rabbi Jesaja auf diesen von leidenschaftlicher Freundschaft durchwehten Erguß seines ersten Vorstehers. Dieser Beweis der Freundschaft that seinem wunden Gemüthe offenbar wohl, aber ein wehmüthiges Lächeln verrieth dem aufmerksamen Beobachter sofort, daß die schwachen Stellen dieses Plaidoyers dem Scharfblick des Meisters nicht entgangen waren.

„Ihr seid mir ein theuerer, treuer Freund,“ hub er an, „aber, daß, wie die Weisen sagen, die Liebe das Gerade krumm

macht, dafür seid Ihr jetzt eine sprechende, leibhaftige Bestätigung. Ein so treuer Freund eignet sich schlecht zum strengen, unparteiischen Richter. Wie könntet Ihr sonst nach Stellen in Schas und Poskim fragen, die über mein Thun den Stab brechen? Das können Euch die Kinder in der Schule sagen. Wenn Ihr nachher am Eheder vorüber geht, tretet einmal ein und laßt Euch von dem ersten Jungen, der Euch in die Hand kommt, die Erklärung von Raschi auf den ersten Vers unserer Sidra Mischpatim sagen. „Das sind die Rechtsfälle, die du i h n e n vorlegen sollst.“ I h n e n, aber nicht außerjüdischen Tribunalen! Dort ist auch der Entweihung des göttlichen Namens, den wir tragen, gedacht, welche es deutet, wenn wir jüdische Rechtsstreitigkeiten nicht nach dem Gesetze der Thora entscheiden, sondern vor die nichtjüdische Oeffentlichkeit zerren. Und wir haben doch hier, Gott sei Preis und Dank, Din Thora, unser richtig gehandhabtes jüdisches Rechtstribunal und ich, sein erster Beamter, rufe nach der Polizei!“

Vor Erschöpfung hielt der Rabbi einen Augenblick inne und fuhr dann fort:

Ich bin kein zu strenger Beurtheiler meiner eigenen Handlungen; ich täusche mich auch über die mildernden Umstände nicht, die mein Thun in einem weniger schlechten Lichte erscheinen lassen. Sicher hätte ich niemals diesen verhängnißvollen Schritt gethan, wenn ich mir nicht Folgendes gesagt hätte: Es ist klar, daß der Diebstahl nur von einem mit der Häuslichkeit überaus Vertrauten begangen sein konnte. Von unseren jüdischen Hausgenossen hielt ich keinen einer solchen That fähig. Mein Verdacht wurde deshalb auf unser nichtjüdisches Dienstpersonal gelenkt, das ich doch nicht zum Din Thora hätte fordern können und bei dem die Polizei mit

größerer Sicherheit und besserem Erfolg ihre Nachforschungen vornehmen kann, als es dem Bes Din möglich gewesen wäre. Aber, was auf der einen Seite zu meinen Gunsten spricht, klagt mich andererseits um so schärfer an. Ich habe sicher unsere harmlosen nichtjüdischen Bediensteten unschuldigerweise verdächtigt, und dieser falsche Verdacht, dessen Einflüsterungen mich auf die Polizei trieben, sind wieder eine Sünde, an deren Folgen ich nun leide. Wie groß sind doch die Worte unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken: „Wer Unschuldige fälschlich verdächtigt, wird an seiner Persönlichkeit gestraft!“ Sie sagen nicht, wer unschuldige Juden, sondern wer Unschuldige verdächtigt! Und da soll ich meine Schuld vor der Oeffentlichkeit vertuschen und beschönigen, weil ich in den Augen mancher Menschen als ein großer Mann erscheine? Wäre ich nur über alle Fragen und Zweifel so klar, als ich es über meinen Werth und den Rang bin, den ich als der Geringste unter den Tausenden in Israel einnehme, die an ihrem kleinen Finger mehr sind, als ich an meinem ganzen Körper. Wäre ich aber wirklich von den wahrhaft Großen in Israel einer, wäre ich dann wirklich größer, als unsere großen Ahnen und Vorbilder, die niemals Anstand nahmen, ihre Fehler vor aller Welt zu bekennen, wäre ich wirklich mehr als David, dessen Handlungsweise Niemand hätte so gut verheimlichen können, als er selber, und die Niemand so laut und so scharf verurtheilt hat, als eben er selber? Wie groß, wie einzig groß, sind doch unsere Altvorderen selbst in ihren Schwächen und Fehlern! Wer zählt die Tausende, die Hunderttausende, die sich im Laufe der Zeiten an den Bußpsalmen der Teschuba Davids wieder aufgerichtet und daraus neue Kraft und frischen Muth für ein neu zu beginnendes, gottgefälliges Leben geschöpft haben! Deshalb will ich lieber in

dieser Welt beschämt dastehen, um dafür geläutert und ungetrübt die Ewigkeit zu genießen. Wenn ich nicht mehr makellos, wie bisher, vor der Deffentlichkeit dastehe, so sollen diejenigen, die auf mich ihre Blicke richten, wenigstens ein der Tefchuba, der Rückkehr zur Pflicht gewidmetes Leben schauen. Vielleicht ist es mir durch Gottes Gnade doch noch einmal vergönnt, meine schwere Sünde zu sühnen, vielleicht aber ist es mir —“

Hier mußte der erregte Sprecher erschöpft innehalten —

Die besorgte Gattin setzte dem Fastenden Speise und Trank vor, die er nun nicht länger verschmähte. Rabbi Abraham Breitingen verabschiedete sich mit warmem Händedruck und verließ, überwältigt von dieser Seelengröße, das Haus des gefeierten Meisters in Israël.

XI.

Seit den geschilderten Vorgängen war eine längere Zeit dahingegangen. Die aufgeregte öffentliche Meinung der Frankfurter Judengasse hatte sich allmählich wieder beruhigt. Auch Rabbi Jesaja hatte seine volle, vielseitige Wirksamkeit wieder aufgenommen und schien in dieser rastlosen Thätigkeit wieder die Ruhe und den Frieden gefunden zu haben, den der merkwürdige Diebstahl und die sich daran knüpfenden Vorkommnisse verscheucht hatten. Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare, mit Gewalt erzwungene. Die Welt mochte sie für die frühere glückliche und beglückende halten. Die Gattin sah schmerzlich bewegt den Kummer an dem Seelenfrieden ihres Gatten nagen. Er fastete mehr als sonst, schlief noch weniger, vertiefte sich noch eifriger als sonst in das Studium der Thora, aber an Stelle der Heiterkeit, die dieses ganze gottgeweihte

Leben sonst verklärte, lagerte jetzt ein stiller, unnahbarer Ernst, der über ihn seine Schatten warf.

„Lieber Mann,“ sagte sie eines Abends, „so darf es nicht weiter gehen. Ich sehe, Du härmst Dich, und Dein edles Gemüth wird um so furchtbarer bedrückt, je weniger Du Deinen Kummer aussprichst. Sagen doch die Weisen, daß man die Sorgen aussprechen müsse, die das Herz erfüllt. Es muß doch ein Mittel geben, um Dich wieder so heiter und glücklich zu machen, wie ehemals.“

Rabbi Jesaja wollte erst seinen Seelenschmerz leugnen, aber das konnte er nicht lange, angesichts einer so scharfen und besorgten Beobachterin.

„Du hast Recht,“ räumte er dann füglich ein, „es ist nicht, wie es früher war und wie es sein sollte. Der Gedanke an den durch unsere Schuld unglücklichen, verstümmelten Menschen läßt mich keine Ruhe finden. Ich habe ohne Dein Wissen heimliche Sendboten ausgesandt, um ihn aufzusuchen, aber es ist nirgends eine Spur von ihm zu entdecken, was um so auffallender ist, als er durch die grausame Verunstaltung seines Hauptes doch leicht kenntlich sein müßte. Ich habe das bedrückende Gefühl, daß unsere Teshuba (Rückkehr zu Gott) vom Vater des Erbarmens nicht angenommen wird. Es ist dies an und für sich nicht auffallend. Wer sich gegen Gott und nur gegen Gott vergangen hat, für den genügt die Reue über sein Vergehen und der feste Vorsatz, es für alle Zukunft zu meiden, um wieder Gnade und Erbarmen zu finden. Wer sich aber gegen einen Menschen versündigt hat, der muß zuerst seine volle Verzeihung erwirken, bevor er die göttliche erlangen kann. Diese allererste Bedingung lastet unerfüllt auf uns.“

Ein tiefer Seufzer rang sich aus der Brust des Sprechenden, dann aber fuhr er fort:

„Es wird uns schwer fallen, die erste und unerläßliche Bedingung zu erfüllen, denn wir werden, so weit Menschaugen sehen können, Proßniker wohl kaum jemals wieder zu Gesicht bekommen. Ich möchte selber von Ort zu Ort wandern, um den durch uns Unglücklichen aufzufinden, aber ich darf es nicht. Die Pflichten meines Amtes gestatten eine solche Entfernung von hier nicht. Wenn heute noch einmal die Berufung als Rabbiner von Posen käme, die ich früher rundweg abgelehnt habe, ich weiß nicht, ob ich sie nicht annehmen würde.“

„Ich würde heute so wenig dazu stimmen, wie damals,“ erwiderte die Rabbinerin. „Warum solltest Du auch Frankfurt verlassen, wo Du getragen von der Liebe und Verehrung einer großen Muttergemeinde in Israel eine so segensreiche Thätigkeit für unsere heilige Thora entfaltetest? Was seitdem sich ereignet hat, kann Dich nur bestärken, am hiesigen Orte zu verbleiben. Wenn das durch uns angerichtete Unglück wirklich eine so strenge Teshuba erfordert, wie Du sie Dir auferlegst, so gilt ja als Regel für den vollendeten Baal Teshuba, das Unrecht an demselben Orte wieder gut zu machen, an dem es begangen wurde.“

„Du bist ein gelehrtes, gottesfürchtiges Biederweib, wie es von König Schelomo am Ende von Mischle gefeiert wird. Obwohl der von Dir erwähnte Ausspruch unserer Weisen, gesegnei sei ihr Andenken, auf unsern Fall wohl nicht die Anwendung hat, die Du ihm giebst, so braucht das doch jetzt nicht auseinandergesetzt zu werden, denn heute und morgen wird sich wohl keine Gelegenheit bieten, das Rabbinat einer anderen Gemeinde anzunehmen oder auszuschlagen.“

So gingen Jahre dahin, da traf eines Tages eine Deputation der Prager Gemeinde in Frankfurt ein, welche Rabbi Jesaja Hurwitz das Rabbinat, das Präsidium der jüdischen Gerichtsbarkeit und die Leitung der großen Prager Jeschiba anbot.

Rabbi Jesaja war glücklich über diese Berufung. Es war nicht die Ehre, als Leiter der bedeutendsten Gemeinde der damaligen Zeit berufen zu werden, die ihn beglückte. Er erblickte eine besondere göttliche Fügung darin, daß er gerade nach Böhmen, dem Heimathlande Proßnikers berufen wurde, wo er am raschesten und sichersten seine Spur auffinden zu können hoffte.

Demgemäß erklärte Rabbi Jesaja den Sendboten der Prager Gemeinde, daß er für seine Person nicht abgeneigt sei, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, und daß er sich glücklich schätze, dieser hohen Auszeichnung von einer so alt-ehrwürdigen Gemeinde gewürdigt zu werden. Doch müsse er zuvor der Zustimmung der Rabbinerin sich versichern und auch den Führern der Frankfurter Gemeinde davon Mittheilung machen, bevor er einen bindenden Entschluß fasse.

„Ihr seid noch bescheidener als Rabbi Elieser ben Asarja,“ erwiderte der Sprecher der Deputation. „Als man Rabbi Elieser ben Asarja die Fürstenwürde anbot, sagte er, er müsse zuvor sich mit seinen Hausleuten berathen. In Wirklichkeit befragte er aber nur seine Frau, wie im 4. Peret von Berachoth im Talmud erzählt wird. Ihr aber sagt uns sofort, daß Ihr Eure Frau befragen und Euren Entschluß von dem der Rebbezen abhängig machen wollt. Wir haben übrigens gewußt, daß der Geist unserer Weisen auf Euch ruht, und daß Ihr genau nach ihrem Beispiele verfahren werdet. Wir haben

deshalb ein goldenes, mit Diamanten und Perlen besetztes Geschmeide für die Rebbezen mitgebracht, das Ihr derselben im Namen der Prager Gemeinde übergeben wollt, um dieselbe günstig für uns zu stimmen.“

Mit feinem, verbindlichen Lächeln nahm Rabbi Jesaja das dargereichte Schmuckkästchen hin und sagte, nachdem er als Kenner die Steine und ihre Fassung bewundert hatte, zu den Sendboten:

„Ich danke Euch für dieses kostbare Geschenk im Namen meiner Frau, der ich es übergeben werde. Aber ich bemerke Euch sofort, daß ich es erst überreiche, nachdem wir die Sache erwogen und sie mir zuräth, Euch zu folgen. Warum sollte ich den Scharfblick einer so bewährten, treuen Rathgeberin durch eine so glänzende Bestechung trüben? Dafür erhaltet Ihr aber das werthvolle Präsent wieder zurück, für den Fall, daß die Rebbezen nicht damit einverstanden ist, daß ich nach Prag gehe. — Mir ist aber durch Euer eigenthümliches Geschenk die Schwierigkeit in der Gemoro gelöst, die Ihr soeben angedeutet habt. Vielleicht hat Rabbi Elieser ben Afsarja gefürchtet, als die Weisen ihn zum Präses wählen wollten, sie würden es ebenso machen wie Ihr, und seine Frau durch Geschenke günstig stimmen wollen. Deshalb sagte er, er müsse die Sache nicht nur mit der einen Frau, sondern mit seinen sämtlichen Hausleuten überlegen. Diese alle aber mit so reichen Geschenken zu gewinnen, mag ihnen gewiß zu kostspielig gewesen sein.“

In Wirklichkeit erhielt die Rabbinerin den herrlichen Schmuck. Sie war mit der Uebernahme des Prager Rabbinats durch ihren Gatten von Herzen einverstanden. Sie glaubte fest, daß das Verlassen seines bisherigen Wirkungskreises dem Gatten die verlorene Ruhe wiedergeben würde. Wohl wußte

sie, daß die Berufsthätigkeit ihres Mannes in Prag noch eine angestrengetere und der Wirkungskreis noch ein weiter ausgehnter sein würde, aber die Bürde dieser Würde dünkte ihr gering gegen den Alp, der auf dem Gemütthe ihres Mannes lag. Sie willigte daher nicht nur ein, sondern drängte sogar darauf, daß Alles geschehe, um die Angelegenheit recht bald perfekt werden zu lassen.

Schwerer hatte sich der Gemeindevorstand dazu entschließen können, zum Scheiden eines Mannes seine Einwilligung zu geben, der den Stolz der ganzen Gemeinde bildete und dessen Werth man in seiner vollen Größe jetzt mehr als je zu würdigen wußte, wo sein Verlust bevorstand. Rabbi Jesaja blieb trotz aller Bitten, Versprechungen und sonstiger Versuche, die gemacht wurden, um ihn zurückzuhalten, fest und konnte schon nach wenigen Tagen den Prager Sendboten die mündliche und schriftliche Erklärung geben, er beabsichtige bis zum Schabuothfest in Prag einzutreffen.

Die Deputation reiste unverzüglich, nachdem sie ihre Mission so gut vollzogen hatte, wieder nach Prag zurück. Es war den einzelnen Mitgliedern nicht wohl zu Muthe, so lange sie in Frankfurt waren. Sobald der Zweck ihrer Anwesenheit dort bekannt geworden war, blickte man unfreundlich auf sie und ließ sie im Verkehr oft in unverzeihlicher Weise fühlen, daß man sie am liebsten niemals dort gesehen hätte.

Wenige Wochen darauf erfolgte der böhmische Aufstand, der in seinen Folgen zu dem langwierigsten und blutigsten Kampfe aller Zeiten, zu dem dreißigjährigen Kriege führte. Als die ersten Nachrichten dann nach Frankfurt gelangten, benützte Rabbi Abraham Breitingen diesen Anlaß, um Rabbi Jesaja von seinem Vorhaben abzubringen.

Er habe schon mit der Gemeinde angefangen, sich in's Unabänderliche zu fügen, und hätte es nicht gewagt, auch nur die Bitte auszusprechen, deren Erfüllung ohne Wortbruch seitens des Rabbiners nicht möglich gewesen wäre. Aber heute lägen die Dinge anders. Bei diesen kriegerischen Unruhen, von denen jetzt Böhmen heimgesucht sei, könne man eine solche Reise nicht wagen. Der Rabbiner möge sein gegebenes Wort, das Prager Rabbinat anzunehmen, immerhin aufrecht erhalten, seine Einlösung aber verschieben, bis wieder geordnete friedliche Zustände eingetreten seien. Unter den gegenwärtigen kriegerischen Unruhen könne die Prager Gemeinde nicht auf Einlösung des gegebenen Versprechens bestehen und die Frankfurter Gemeinde könne es nicht verantworten, in solchen Zeiten ihren Rabbiner eine derartige Reise antreten zu lassen.

„Mein lieber Freund,“ unterbrach Rabbi Jesaja den Sprecher, „spart Euere Worte. Sie sind gewiß gut gemeint, aber sie werden mich nicht überzeugen. Gott ist der Mann des Krieges! Wenn ich mit Ihm gut stehe, fürchte ich keine Schrecken des Krieges, und wenn ich nicht gut mit Ihm stehe, habe ich im tiefsten Frieden Ursache zu zittern. Wenn ich in der reinen Absicht reise, mein gegebenes Wort einzulösen, dann darf ich auch auf den Beistand Gottes rechnen, der mir dann schützend zur Seite steht. Vor meinem gegebenen Worte hätte mich der böhmische Krieg zurückhalten können, es zu sprechen, aber nachdem es einmal gesprochen ist, will ich es nicht unerfüllt auf mir lasten lassen. Ihr wißt es, wie kein Zweiter in der Gemeinde, daß ich schon ohnedies eine große Last zu tragen habe.“

„Ihr denkt immer noch an die Geschichte mit der Polizei? In Frankfurt denkt sonst kein Mensch mehr daran.“

„Ich denke noch daran; und der arme Mensch, der durch mich in's Unglück gestürzt wurde, denkt auch noch daran. Wenn wir aber auch Alle daran vergäßen, Gott denkt noch daran; vor dem Throne seiner Herrlichkeit giebt es kein Vergessen.“

„O, mir kommt ein Gedanke! Ihr verlaßt uns gar, weil Euch dieser Vorgang noch immer drückt! Wenn das der Fall ist, so bitte ich Euch inständig zu bleiben; es hegt Niemand gegen Euch deshalb mehr einen unlauteren Gedanken; es ist dichtes Gras über das ganze Geschehniß gewachsen.“

„Ich danke Euch und gebe Euch die Versicherung, daß es diese Rücksicht nicht ist, die mich von hier fortzieht. Die letzten Wochen haben mir täglich so viel Beweise liebender Verehrung gebracht, daß ich auch ohne Euere Mittheilung davon überzeugt war. Wir wollen jetzt nicht vernarbte Wunden aufreißen. Ich werde meinem Versprechen treu bleiben, und sofort nach Befach Frankfurt verlassen, so Gott will. An diesem Entschluß ist nichts zu ändern.“

XII.

Wenige Tage vor dem Wochenfest war Rabbi Jesaja mit seiner Familie und zahlreichen Schülern, die sich von dem Meister nicht trennen wollten, in Prag eingetroffen. Auf der langen, beschwerlichen Reise war er bemüht, Nachforschungen über den Aufenthalt Proßnigers anzustellen. Er war wahrhaft erfinderisch in der Art und Weise, seine Umgebung in jeder Gemeinde nach einem Bachur mit einem einzigen Ohre auszufragen; aber ohne Erfolg.

Von Prag waren die ersten Würdenträger der Gemeinde und viele hervorragende Thoragelehrte dem sehnlichst erwarteten Rabbiner entgegengereist. Je näher sie der Hauptstadt Böhmens kamen, um so mehr häuften sich die Deputationen, welche dem neuen Oberhaupt der böhmischen Judenheit ihre Huldigungsgrüße entgegenbringen wollten. In Prag hatte man für einen Tag das Kriegsgetümmel und die Schrecken der ungewöhnlich erregten Zeit ganz vergessen; die ganze Gemeinde schien keine andere Sorge zu haben, als ihrem von so weiter Ferne berufenen Rabbiner einen recht herzlichen Empfang zu bereiten. Alles drängte sich an den großen Mann heran, um seinen Segen, oder doch ein Wort oder Händedruck von ihm zu erhalten. Die Vorsteher geleiteten den Rabbiner und seine Familie in die bis in die kleinsten Details reichlich ausgestattete Wohnung. Eine Mahlzeit stand für die Angekommenen bereit, an welcher auch die sämtlichen Mitglieder des Vorstandes und des Gerichts-Kollegiums Theil nahmen. Rabbi Jesaja setzte sich jedoch nicht nieder. Er ergriff das Wort, um seinen Dank gegen Gott und gegen die Gemeinde für die glücklich zurückgelegte Reise und die herzliche Aufnahme auszusprechen. Er that dies in so vollendeter, geist- und gemüthsvoller Weise, daß er sich sofort die Herzen aller Anwesenden gewonnen hatte. Schon am folgenden Tage nahm er seine Thätigkeit als Leiter der Jeschiba und als Vorsitzender des Besdin (Richter-Kollegium) auf. Er suchte persönlich alle Vereine, Einrichtungen und Institutionen der Gemeinde auf, um etwaige Mängel abzustellen und das Gute durch seine Anerkennung zu fördern. Aber einer segensreichen Entfaltung seiner Wirksamkeit stellten sich Schwierigkeiten entgegen, die er nicht zu bewältigen vermochte. Der ausgebrochene böhmische

Krieg zog die Hauptstadt des Landes in erster Reihe in starke Mitleidenschaft. Die Soldaten, die Kaiserlichen sowohl, wie die Aufständischen, zogen plündernd und mordend durch das Land, verbrannten ganze Dörfer, verwüsteten Landschaften und verbreiteten überall Schrecken und Glend.

Wie gewöhnlich mußten am meisten die Juden leiden, die sich von den Dörfern und Städten des Landes nach Prag flüchteten. Die jüdische Gemeinde der Hauptstadt war durch Contributionen und Steuern aller Art, am meisten aber durch die Schrecken der Belagerung so in Anspruch genommen, daß alle höheren idealen Interessen vor der Sorge des Tages zurücktreten mußten.

Bei dem Bombardement, das der Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 voranging, fielen die Bomben so dicht in die Prager Judengasse, daß der Aufenthalt darin eine fortwährende Lebensgefahr bedeutete. Die Jeschiba löste sich auf, selbst der tägliche Gottesdienst konnte nicht regelmäßig abgehalten werden. Es galt überall in erster Reihe die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen und täglich schlug, die Armen und Verarmten zu unterstützen, die Obdachlosen unterzubringen und dieses große, vielseitige Liebeswerk so zu organisiren, daß es den wirklich Bedürftigen zu Gute komme.

Rabbi Jesaja entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit und ein organisatorisches Talent, das man hinter dem großen Gelehrten am wenigsten vermuthet hätte. Sein heller Blick, sein praktischer Sinn übersah sofort jede Schwierigkeit und brachten Ordnung und Geradheit in die verwickeltsten Zustände.

So gewiß Rabbi Jesaja seinen Mann voll und ganz stellte, so sehr er sich sagen durfte, daß er den an ihn gestellten

Anforderungen mehr als genügend entsprach, so wenig befriedigte ihn auf die Dauer diese aufreibende Thätigkeit.

Als er eines Abends wieder erschöpft nach Hause kam, bemerkte die besorgte Gattin zu ihrem Entsetzen, daß der Rabbi den Arm in einer Schlinge trug. Ein Granatsplitter hatte in dem Gemeindehause einen kleinen Feuerbrand verursacht, bei dessen Löschen ein stürzender Balken den Arm gestreift hatte. Die Verletzung war unbedeutend, aber sie öffnete der Rabbinerin die Augen über die Lebensgefahr, welcher ihr Gatte sich täglich aussetzte.

„Einem Meister der Thora, wie Du es bist, der das Feuer des Gesetzes zu hüten berufen ist, steht es schlecht an, bei einem der täglich vorkommenden Brände Feuerwehrdienste zu verrichten.“

„Du hast Recht,“ erwiderte lächelnd Rabbi Jesaja, „aber Du siehst ja, wie ich auch sofort dafür bezahlt wurde, daß ich mich um Dinge kümmere, die andere besser verstehen, als ich.“

„O gewiß sehe ich es, aber ich denke, daß Du jetzt endlich meiner Bitte entsprichst und Dich nicht mehr auf die Gasse wagst, wo jeder Schritt Dein theures Leben bedroht.“

„Der Unfall hat mich nicht auf der Gasse, sondern im Gemeindehause während einer Sitzung der Armen-Kommission betroffen. Das Haus ist keine hundert Schritte von hier entfernt. Was mir dort begegnete, kann mich in jedem anderen Hause treffen und das unsrige ist ebenso wenig gegen die feindlichen Kanonenkugeln sicher.“

„Wenn das wirklich der Fall ist, so meine ich, wir sollen Prag verlassen, und uns wieder in Frankfurt niederlassen, wo sich die Gemeinde glücklich schätzen würde, uns in ihrer Mitte zu wissen.“

„Das sei fern von mir, daß ich Prag in einem solchen Momente verlasse. Von hier wegzugehen, könnte ich mich nur entschließen, wenn ich das heilige Land auffuchen könnte, um auf dem Boden unserer Väter mein Leben zu beschließen. Aber damit bist Du ja heute gewiß so wenig einverstanden wie früher.“

„Du weißt, daß ich der Absicht, Dich später in das heilige Land zu begleiten, nicht abgeneigt bin. Aber es thut mir in der Seele weh, daß heute, wo Du noch nicht fünfzig Jahre zählst, Du bereits vom Beschließen Deines segensreichen Lebens sprichst, und ich befürchte, daß Deine Reise in das heilige Land solchen Gedanken neue Nahrung geben wird.“

„Sei unbesorgt; der Gedanke an das heilige Land und die Reise dorthin wird meine Jahre nicht kürzen, sondern verlängern. Es heißt nicht umsonst: Erez Hachajim: das Land des Lebens. Aber anderestheils bin ich sicher, daß ich nicht das hohe Alter meiner Ahnen erreichen werde und gerade deshalb zieht es mich nach dem Lande unserer Väter.“

„Würdest Du in einer solchen aufgeregten Zeit wirklich eine so große Reise wagen wollen?“

„Wie Du ängstlich bist! Hast Du mir nicht selber eben vorgeschlagen nach Frankfurt zu reisen?“

„Die Reise nach Frankfurt ist klein im Vergleich zu den Ländern und Meeren, die uns vom Lande Israël trennen.“

„Ich möchte fast das Gegentheil behaupten. Der Krieg, der jetzt schon zwei Jahre wüthet, wird ein Weltkrieg werden und Gott allein weiß, wie viele Jahre dauern. Er wird mit jedem Jahre weitere Kreise ziehen. Heute sind nur Böhmen davon betroffen, und die zunächst an dasselbe grenzenden

Völker. Aber wer weiß, ob es schon nächstes Jahr noch möglich ist, eine solche Reise anzutreten, wenn der Krieg erst ganz Europa ergriffen hat."

Gespräche dieses Inhalts wurden fast täglich zwischen den beiden Gatten geführt, bis endlich der Entschluß zur Reise kam, Prag zu verlassen und das heilige Land aufzusuchen. Als Bedingung für ihre Nachgiebigkeit hatte die Rabbinerin nur die Bitte gestellt, sie möchten bei dieser Reise den Umweg über Frankfurt machen, um ihre dortigen Lieben noch ein einzigesmal wiederzusehen.

Rabbi Jesaja versprach gern die Erfüllung dieses Wunsches, der übrigens durch die kriegerischen Unruhen geboten war. Der nächste Weg durch Oesterreich nach Italien war ihnen durch den Krieg, der die sämmtlichen österreichischen Kronländer verheerte, ohnedies unmöglich. Der Wunsch, noch einmal nach Frankfurt zurück zu kommen, wurde zudem von Rabbi Jesaja noch tiefer empfunden, als von seiner Frau.

Er hoffte dort noch immer am ersten eine Spur von Proßniker aufzufinden, was ihm in Prag trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte. Er hatte sogar einen Boten in die Vaterstadt des jungen Mannes geschickt, um durch den Vater vielleicht Näheres über den Verbleib des Sohnes zu erfahren. Aber der Ort war von Tilly'schen Landsknechten zum großen Theil in Asche gelegt worden. Fast alle Einwohner hatten sich geflüchtet, die jüdische Gemeinde hatte sich nach allen Richtungen zerstreut.

Wie von Joseph in Egypten die Ueberlieferung berichtet, daß er zur Zeit der Hungersnoth persönlich von allen Personen Kenntniß nahm, die in das Land kamen, um Getreide

zu kaufen, um auf diese Weise seine Brüder zu finden, so controllirte Rabbi Jesaja täglich das Bureau, durch welches die nach Prag Geflüchteten untergebracht und mit dem Nöthigsten versorgt wurden. Ein einziges Mal traf er einen Menschen, dem das eine Ohr fehlte; es war ein Nichtjude, der ebenfalls wegen Diebstahls auf diese Weise verstümmelt wurde. Liebevoll nahm ihn Rabbi Jesaja in sein Haus auf und stattete ihn reichlich mit allem Nöthigen aus; als hätte er an dem fremden Menschen gut machen wollen, was er dem schmerzlich vermißten Schicksalsgenossen nicht gewähren konnte.

Als Rabbi Jesaja den Vorstehern der Prager Gemeinde seinen Entschluß mittheilte, Prag zu verlassen und das heilige Land der Väter aufzusuchen, rief diese Mittheilung in dem ersten Augenblicke große Bestürzung hervor. Aber es wagte doch Niemand, den gefeierten Meister ernstlich von diesem frommen Vorhaben abbringen zu wollen.

Der erste Barnes wies auf die unsicheren Zeiten hin. „Wenn jede Reise, nach dem Ausspruch der Weisen, mit Gefahren verbunden sei,“ meinte er, „was solle man denn von einer so weiten Reise in solch unruhiger Zeit sagen.“

Noch bevor Rabbi Jesaja auf dieses Bedenken etwas antworten konnte, ergriff der älteste Dajan (Gerichts = Assessor) das Wort:

„Meister und Lehrer, Ihr wißt, das Scheiden eines Zaddik (frommen Mannes) läßt tiefe Spuren in dem Orte zurück, den er verläßt. Daß die Krone, der Glanz, der Stolz der ganzen Gemeinde, ihr mit Euerem Weggehen verloren geht, daran möchte ich nicht jetzt erinnern. Aber wir Alle wissen, daß es lediglich Euer Sechus (Verdienst) ist, wenn unsere Ge-

meinde bis jetzt noch am glimpflichsten von allen Kriegsgreueln davon gekommen ist, welchen so viele andere Gemeinden erlagen. — Wenn Ihr uns jetzt verlasset, was soll aus uns werden?“

Lächelnd erwiederte Rabbi Jesaja: „Euch beiden brauche ich nicht zu antworten, Ihr habt es schon selber gethan; der eine von Euch hat die Bedenken des anderen zerstreut. Wäre ich der große Mann, dessen Verdienst stark genug ist, die ganze Prager Gemeinde zu halten, so wäre es auch stark genug, um die Gefahren der Reise zu bestehen und sie glücklich zu überwinden. Ist aber mein Verdienst nicht ausreichend genug, um den Gefahren dieser Reise die Stirne zu bieten, wie könnte es denn so groß sein, daß es gar einer großen, heiligen Gemeinde, wie es die hiesige ist, zu Gute käme? In Wirklichkeit wird Gottes Gnade dieser heiligen Gemeinde beistehen, nach meinem Weggang, wie es vor meiner Ankunft der Fall war. Das Wohl dieser Muttergemeinde in Israel wird der Gegenstand meines täglichen Gebetes sein. Aber es ist ihr gewiß besser gedient, wenn ich von den heiligen Stätten, dort wo die Pforte zum Himmel ist, für sie mein Gebet emporsende, als außerhalb des heiligen Landes.“

Wenige Wochen später war Rabbi Jesaja auf der Rückreise nach Frankfurt begriffen. In alle jüdischen Gemeinden, die auf der Reiseroute lagen, war die Kunde vorangeeilt, daß Rabbi Jesaja Hurwitz Halevi, das „Licht der Diaspora“, wie ihn die gelehrten Zeitgenossen nannten, im Anzuge sei. Die reisende Familie wurde mit großer Ehre und vielen Huldigungen allerorts empfangen. Die größeren Gemeinden schickten den Reisenden kriegsgeübte Söldner entgegen, die sie über die Stadt hinaus begleiteten, bis die Bedeckung der

nächsten Gemeinde sie ablöste. So kamen die Reisenden ohne jede Gefährdung in Frankfurt an, wo ihnen der Amtsnachfolger Rabbi Jesajas, Rabbi Samuel Hildesheim und mit ihm die ganze Gemeinde, einen festlichen Empfang bereitete.

XIII.

Mehrere Monate ließ sich die Familie in Frankfurt zurückhalten. Man suchte die theueren Reisenden mit allen Mitteln zu bewegen, die weite, gefährliche Reise ganz aufzugeben und in Frankfurt dauernd zu bleiben. Rabbi Jesaja wollte sich jedoch zu keiner längeren Verzögerung verstehen, so sehr auch Frau und Kinder in ihn drängten. Das, was Rabbi Jesaja nach Frankfurt gezogen hatte, war nicht zu finden. Der Stadtrichter Schaab war schon seit einigen Jahren gestorben, Herr von Dingeldein hatte als Oberst die Führung eines Regiments übernommen, so daß jeder Anhaltspunkt fehlte, um mit Erfolg die Nachforschung zu betreiben. Es hielt daher Rabbi Jesaja nicht länger in der Stadt, an die sich für ihn so schmerzliche Erinnerungen knüpften, zumal seine Sehnsucht nach dem heiligen Lande um so stärker wurde, je größer alle Bemühungen waren, ihn von der Reise dorthin abzuhalten.

Als die Rabbinerin wiederholt unter Thränen bat, von der gefahrvollen Reise abzustehen, erwiederte ihr der Rabbi in seiner leutseligen, aber bestimmten Weise folgendes:

„Mein Entschluß, nach Erez Jisroel zu gehen, steht fest, und kein Mensch wird ihn schwankend machen. Was würde man auch in Prag sagen, wenn ich anders handelte! Würden sie dort nicht meine ganze Reise als einen nichtigen Vorwand

ansehen, um von ihnen loszukommen, wenn ich jetzt auf halbem Wege stehen bliebe? Ich will rein dastehen, nicht nur vor Gott, sondern auch vor Israel. Aber davon abgesehen, ich hätte keinen vernünftigen Grund, diesen Lieblingswunsch meines Lebens gerade jetzt aufzugeben, wo ich im Begriffe bin, ihn zu befriedigen. Die Gefahren der Reise kenne ich und unterschätze sie nicht. So groß sie auch sein mögen, so groß sind sie nicht, als die unerschütterliche Gewißheit, die ich im Herzen trage, ich werde das Land unserer Väter mit Gottes Hilfe erreichen, ich werde seine Steine küssen und an ihnen mein sieches Herz ausweinen können. Sein bloßer Boden hat eine fühnende Kraft, wenn meine Füße seinen Staub berührt haben, will ich gerne sterben. —

„Dagegen räume ich gern ein, daß die Gefahren der Reise sich steigern, wenn Du, theures Weib, mit unseren Kindern die Beschwerden dieses Weges theilst. Ich werde allein reisen und Euch hier bei unseren Freunden zurücklassen. Sobald die Zeiten ruhiger und die Wege sicherer geworden sind, folgt Ihr mir nach. Inzwischen werde ich mit Gottes Hilfe voranziehen, einen geeigneten Ort für unseren Aufenthalt aussuchen, unsere Wohnung in Stand setzen und Euch dort erwarten.“

Mit von Thränen erstickter Stimme machte die edle Gattin ihr Bedenken gegen diesen Vorschlag geltend. Aber Rabbi Jesaja drang so entschieden darauf und gewann auch im Laufe weniger Tage seine Frankfurter Freunde so vollständig für diesen Plan, daß sich die Familie fügte und ihr Oberhaupt allein ziehen ließ.

Als die Stunde des Abschieds kam, wollte die Rabbinerin ihren Gatten wenigstens bis Darmstadt, der nächsten Station,

an welcher die Pferde gewechselt wurden, begleiten. Rabbi Jesaja gab es nicht zu.

„Warum sollen wir den Schmerz der Trennung unnöthiger Weise ausdehnen? Fasse die Sache nicht so ernst auf. Die große Mizwa, der meine Reise gilt, wird Euch beistehen. Ihr seid durch Gottes Hilfe reichlich mit Geldmittel versorgt und ich bin es ebenfalls, im Schutze Gottes stehen wir, warum sollen wir uns unnöthiger Weise grämen? Wie viele Männer reisen Wochen und Monate lang, getrennt von Weib und Kind, umher, um Brod zu suchen. Wer findet etwas Schreckliches darin? Würde man nicht im Gegentheil denjenigen als schlechten Familienvater verurtheilen, der, um ein gemächliches Familienleben führen zu können, den Erwerb von Brod vernachlässigte? Und um unsere Heimath zu suchen, wäre das nicht statthast, was bei der Suche nach Brod recht und billig, ja Pflicht und Schuldigkeit ist? Gott segne Euch und behüte Euch, Gott lasse Euch sein Antlitz leuchten und sei Euch gnädig, Gott wende Euch sein Antlitz zu und gebe Euch Frieden! Amen! So möge es sein Wille sein!“

Mit diesen Worten stieg Rabbi Jesaja in die Reisetutsche, in welche ihm drei Freunde folgten, um ihm bis Darmstadt das Geleite zu geben. Der Rabbiner Rabbi Samuel Hildesheim mit den Notablen Rabbi Simon Günzburg und Rabbi Juda Selklin Stiebel.

In Darmstadt hatte die Gemeinde Alles aufgeboten, um dem seltenen ehrwürdigen Gaste einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Rabbi Jesaja blieb mit seinen Frankfurter Begleitern drei Tage in Darmstadt. Dann verabschiedeten sie sich und Rabbi Jesaja reiste, von einem Ehrengelitte der Darmstädter Gemeinde begleitet, nach Heidelberg weiter.

Ueberallhin war die Nachricht von der Reise des gefeierten Mannes seiner Ankunft vorausgeeilt, so daß die ganze, weite Reise einem Triumphzuge glich, bis endlich die Meeresküste erreicht wurde. Drei Monate hatte so die Reise bis dahin gedauert, da sie in jeder größeren Gemeinde mehrere Tage unterbrochen werden mußte, so daß Rabbi Jesaja, der vor Verlangen nach dem heiligen Ziele glühte, das erste zur Abfahrt bereite Schiff bestieg, welches direkt nach Jaffa fuhr und eine große Anzahl jüdische und christliche Pilger zählte, welche das gleiche Reiseziel hatten.

Zum ersten Male befand sich Rabbi Jesaja unter lauter Menschen, von welchen keiner ihn kannte und dieses Incognito that seiner der vielen Ehren und Huldigungen müden Seele doppelt wohl. Das Schiff hatte zuerst conträren Wind, der die Geschwindigkeit der Fahrt hemmte und die Reisenden verdrießlich stimmte. Rabbi Jesaja aber hatte seine alte, ursprüngliche Heiterkeit wiedergefunden, sobald er das Festland verlassen und sich dem Meere anvertraut hatte. Jeder Lufthauch, der dem Schiffe entgegen wehte, war ihm ein Gruß aus dem heiligen Lande, den er deshalb gierig auffog. Es folgten dann auch einige stürmische Tage, die das Verbleiben auf dem Verdecke unmöglich machten und zum Aufenthalt in den Kajüten und dem gemeinschaftlichen Speisesaal nöthigten. Rabbi Jesaja versuchte in diesen Mußestunden an seinem großen Werke „Die beiden Bundestafeln“ (Schneh Luchoth Habris: Schloh) zu arbeiten, aber die Erschütterung des Schiffes gestattete eine derartige Arbeit nicht. Die meisten Passagiere hatten schwer durch die Seekrankheit zu leiden, von der Rabbi Jesaja vollständig verschont blieb. Seine reichen, vielseitigen Kenntnisse machten ihn bald zum allgemeinen Helfer und Rath-

geber der Mitreisenden, die alle mit Bewunderung und Verehrung zu dem jüdischen Gelehrten emporblickten.

Nach einer verhältnißmäßig kurzen Fahrt von fünfzehn Tagen wurde die Küste des heiligen Landes sichtbar. Von diesem Augenblicke an verließ trotz Sturm und Nebel Rabbi Jesaja das Verdeck nicht mehr, sondern stand mit unverwandt auf das Land gerichtetem Blicke da, als wollte er das Ziel seiner Reise mit den Augen verschlingen. Endlich erreichte das Schiff den Hafen von Jaffa. Rabbi Jesaja war der erste, welcher das Schiff verließ. Er flog die leiterartige Treppe hirab, die an das Schiff zur Landung angelegt wurde. Kaum hatte sein Fuß den Boden berührt, so fiel er in die Kniee und küßte mit heißer Innigkeit die heiligen, theueren Steine, betend, schluchzend und seine ganze Umgebung vergessend. Die meisten Reisenden hatte ebenfalls die Liebe zum heiligen Lande hierher geführt, aber diese Gluth der Begeisterung erfüllte keinen. In ehrerbietiger Scheu bildeten alle einen Kreis um den wunderbaren Mann, der da im Staube liegend, die ganze ihn umgebende Welt vergessen zu haben schien.

Als sich Rabbi Jesaja vom Boden erhoben hatte, naheten sich ihm die Reisegefährten, um sich von ihm zu verabschieden und ihn um seinen Segen zu bitten. Ihren Kreis durchbrach eine Gesandtschaft der jüdischen Gemeinde von Jaffa, deren Führer an Rabbi Jesaja herantrat und ehrfurchtsvoll den Saum seines Kleides küßte.

„Scholaum Alechem Rabbi! Friede mit Euch Lehrer und Meister! Ihr seid ohne Zweifel der Mann, den wir seit acht Tagen schon sehnlichst mit jedem ankommenden Schiffe erwarteten. Verzeiht, haben wir wirklich die Ehre, das Licht Israels, den Meister der Thora, das Haupt der Zerstreuten

Israels, Rabbi Jesaja Hurwitz Halevi, den Prager Rabbiner zu sprechen?“

Diese Worte waren in fließendem Hebräisch und zwar in sephardischer Mundart von dem Sprecher der Jaffaer Gemeinde an Rabbi Jesaja gerichtet. Dieses Sprachidiom war Rabbi Jesaja fremd und er hatte Mühe, die schnell gesprochenen Worte richtig zu verstehen. —

Er antwortete in ebenso fließendem Hebräisch, aber in deutscher Mundart, sein Name sei allerdings Jesaja Halevi Hurwitz, aber er sei der Geringste in Israel, einer, der keinen Anspruch auf die hohen Titel habe, mit denen man ihn soeben gefeiert habe, er sei nach dem heiligen Lande gekommen, um Sühne zu finden für die Verirrungen seiner Vergangenheit und die Ruhe der Seele und des Körpers zu suchen, die er draußen nicht erreicht habe, er staune, woher man nur wisse, daß man von seiner Ankunft nur eine Kenntniß habe.

„Fünf Gemeinden, die Ihr auf Eurer Reise besucht habt, haben es uns mitgetheilt, vor Allem aber hat im Auftrag des Bes-Din von Frankfurt, Rabbi Josef Hahn uns von Eurer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Seid uns noch einmal willkommen und habet die Güte, bei uns Euch einige Zeit von den Mühen der Reise zu erholen.“

Rabbi Jesaja nahm in einer der bereit stehenden Sänften Platz und begab sich mit den Abgesandten der Jaffaer Gemeinde in das Haus des ersten Vorstehers, Rabbi Seeb Ephrosi. Es war dies derselbe, der Rabbi Jesaja bei seiner Ankunft am Hafen begrüßt hatte. Eine stattliche Erscheinung, die schlankte Statur, das glänzende Auge, die kleidsame arabisch-türkische Tracht, es war ganz der Typus des echten Orientalen, wie ihn in dieser harmonischen Vollendung Rabbi

Jesaja noch niemals geschaut. Dabei zählte der Mann sicher noch nicht vierzig Jahre. Ein langer, wohlgepflegter Bart wallte bis auf die Brust hernieder, das Haupthaar mit den Schläfenlocken hing in langen, dichten Locken herab, und der Wohlklang der Stimme hatte so etwas Unmuthiges, Einnehmendes, daß Rabbi Jesaja selbst die ihm fremde sephardische Aussprache leichter zu verstehen glaubte, wenn Rabbi Seeb Ephrosi mit ihm sprach.

Ein lang gedeckte Tafel, an welcher die Notabeln der Jaffaer Gemeinde bereits Platz genommen hatten, erwartete die Eintretenden. Ehrerbietig erhoben sich die Versammelten beim Erblicken Rabbi Jesajas von ihren Sitzen. Der greise Chacham ging Rabbi Jesaja entgegen und begrüßte ihn in der heiligen Sprache. Rabbi Jesaja antwortete in derselben Sprache, aber in dem Sprachidiom, mit welcher die deutschen Juden das Hebräische sprechen. Er entschuldigte sich, daß er in fremder Weise antworten müsse, aber er hoffe, daß er nach kurzer Zeit der Uebung in der Lage sein werde, in der Art und Weise seiner verehrten Wirthes sprechen zu können. Diese aber baten den gefeierten Gast, seine Ausdrucksweise nur ohne Bedenken beizubehalten, da sie ihnen so verständlich sei wie die ihrige. Sie seien an der Reihe, sich zu entschuldigen, daß sie mit ihrem so theueren Gast sich nicht in seiner Weise unterhalten können.

Rabbi Jesaja jedoch meinte, daß darüber gar keine Meinungsverschiedenheit sein könne, denn es sei über alle Zweifel erhaben, daß der Gast sich den Sitten des Wirthes accomodiren müsse und nicht der Wirth sich nach dem Gaste richte. Als Moscheh unser Lehrer zur Gotteshöhe emporstieg, um die Thora zu empfangen, fügte er sich dem Brauche der

Himmlischen, aß und trank nicht vierzig Tage lang, wie es die Gott dienenden Himmels-Schaaren thun. Als die Engel zu Abraham niederstiegen, thaten sie wie die Sterblichen und nahmen im Zelte Abrahams Speise an. Meine Pflicht wäre es gewesen, Eure Art, die heilige Sprache zu sprechen, vorher durch Studium mir anzueignen. Sicher hätte ich es auch gethan, wenn ich je gedacht hätte, hier erkannt und in so fürstlicher Weise empfangen und geehrt zu werden. Ich habe gehofft in stiller Zurückgezogenheit, unekannt von den Menschen, dem Studium der Thora mich hier zu widmen; ich muß Jaffa bald wieder verlassen und der überschwänglichen Ehre aus dem Wege gehen, die ich nicht verdiene.

„Das wird Euch niemals gelingen,“ erwiederte der greise Chacham. „Lehren doch unsere Weisen, daß die Ehre demjenigen nachläuft, der sie flieht. Sie flieht aber auch demjenigen, der ihr nachgeht. Seid Ihr also wirklich der Ehre müde, die Euch die ganze Diaspora entgegen bringt, so sucht unsere Stadt auf und damit die Ehre, die wir dem großen Meister der Thora, und dem treuen Erfüller ihrer Gebote entgegenbringen. Das ist das sicherste Mittel der Ehre ledig zu werden, die Euch belästigt.“

Die Versammelten setzten sich nun zum Mahle nieder. Bevor sie sich wieder erhoben, hatten sie von Rabbi Jesaja das Versprechen, daß er jedenfalls eine Woche in Jaffa verweilen wolle. Es war drei Tage vor Rosch haschono. An diesem Tage wollte er ursprünglich in Jerusalem sein. Durch die inständigen Bitten der Gemeinde von Jaffa ließ er sich aber bewegen, das heilige Fest bei ihr zu verbringen und in der Teschuba-Woche nach der heiligen Stadt zu reisen, um den Jom-Kippur an der gottgeweihten Stätte der westlichen Tempelmauer zu feiern.

XIV.

Rabbi Seeb Ephrosi hatte es sich nicht nehmen lassen den hohen deutschen Gast in seinem Hause zu beherbergen. Obwohl er eine große Seidenzucht betrieb und dadurch geschäftlich sehr in Anspruch genommen war, widmete er sich doch vollständig seinem theueren Gaste. Durch den fortwährenden Verkehr in der heiligen Sprache eignete sich Rabbi Jesaja in erstaunlich kurzer Zeit die sephardische Ausdrucksweise an. Nur beim Studium des Talmud, wenn die Geister schärfer als sonst in der Diskussion an einander geriethen, kam es vor, daß Rabbi Jesaja das Hebräische in der deutschen Aussprache wiedergab. Einmal aber kam es sogar vor, daß der sephardische Hausherr sich bei einem solchen Anlaß der polnisch-jüdischen Aussprache bediente, was Rabbi Jesaja in Staunen versetzte.

„Sie verstehen unsere Aussprache auch?“ fragte Rabbi Jesaja verwundert. „Wie es mich angeheimelt hat, als ich zum ersten Male nach so langer Zeit wieder die heilige Sprache in unserer Weise sprechen hörte!“

Lächelnd erwiderte Rabbi Seeb: „Ihr seid ein Schüler, der seinen Lehrer klug macht. Während ich mir angelegen sein ließ, Euch unsere Aussprache zu lehren, habe ich ohne es selbst zu wissen, von Euch die Curige angenommen. Wenn wir noch lange mit einander verkehren, glaube ich noch einmal vor Euerer Weiterreise Euch einen ganzen Schilluk (Disputation) in Euerer Ausdrucksweise abhalten zu können.“

„Wenn Ihr das wollt, so muß es aber bald geschehen, denn morgen sind die acht Tage verfloßen, während welcher ich

Euere Gastfreundschaft anzunehmen versprochen habe. Hättet Ihr mich nicht mit so vieler Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit überhäuft, ich hätte die Sehnsucht nicht bewältigen können, die mich so nahe am Ziele täglich mehr und mehr nach der heiligen Tempelstätte erfüllt."

"Wollt Ihr morgen wirklich weiterreisen, so macht die ganze Gemeinde mich dafür verantwortlich. Ich hatte mich verpflichtet Euch den Aufenthalt bei mir so behaglich zu gestalten, daß wir Alle hofften, wenigstens über das Sukkotfest Euch noch hier zurückhalten zu können, aber jetzt, wenn Ihr Euch morgen schon von Allen verabschiedet, dann — —"

"Ich werde mich von Niemanden verabschieden und in aller Frühe incognito ganz allein nach der heiligen Stadt reisen; es sind ja nur wenige Stunden von hier. Der Verkehr zwischen Jaffa und Jerusalem ist zudem ein sehr reger, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ich bald wieder einmal hierher zurückkomme, und daß Ihr nach Jerusalem kommt."

"Ohne Begleitung kann man in hiesiger Gegend nicht reisen. Eine Bedeckung von einigen handfesten Begleitern ist für die Reise nach Jerusalem immerhin nöthig. Dafür will ich schon sorgen. Wenn Ihr aber wirklich ohne Wissen der hiesigen Gemeindemitglieder abreisen wollt, so wäre es rathsamer, noch heute abzureisen. Morgen werden die Angesehensten unserer Gemeinde in aller Frühe schon bereit stehen, um Euch das Geleite zu geben; dann ist es um Euer Incognito geschehen."

"Ihr habt Recht; ich werde heute Nachmittag weiterziehen, ich bin dann ja noch vor Sonnenuntergang in Jerusalem. Meine Bücher und sonstigen Habseligkeiten sind bereits

gepact, für diese muß ich wohl Kameele zur Beförderung nehmen.“

„Für das Alles laßt mich sorgen. Aber wenn Ihr mein Haus wirklich schon verlassen wollt, so gestattet Ihr wohl, daß ich einmal mit Euch einen Gang durch dasselbe mache. Ihr seid schon eine volle Woche mein Gast und kennt nur die wenigen Räume, in welchen Ihr täglich verkehrt. Ich möchte Euch aber gern alle Räume meines Hauses zeigen, damit Ihr Euch selber überzeugt, daß es mir nicht an Platz fehlt, selbst wenn Ihr mit Euerer ganzen Familie darin Wohnung nehmen wolltet.“

Rabbi Jesaja erklärte sich zu einem Rundgang durch das Haus bereit. Die Bewunderung desselben war die einzige Gegenleistung für die herzliche Aufnahme, die er hier gefunden. Sie erstiegen zunächst das Dach, auf welchem ein blühender Garten angelegt war, in dessen Mittelpunkt eine mit allem Comfort ausgeschmückte Sukkoh sich befand. Von da stiegen sie in die anderen Räume des Hauses hinab, die eine große Anzahl von Sälen, kleinen und großen Zimmern enthielten, und alle durch ihre prunkvolle Ausstattung Ausrufe des Staunens dem fremden Beschauer entlockten.

„Wir haben jetzt noch ein Zimmer im Erdgeschoß zu besuchen, dann sind wir mit unserer Besichtigung zu Ende,“ sagte der freundliche Wirth, und öffnete mit einem großen Schlüssel eine schwere, kleine Thüre von Eichenholz. Hinter dieser Thüre war eine zweite ähnliche Thüre von schwerem Eisen, die sich durch einen leisen Druck geräuschlos öffnete und schloß. Zwischen diesen beiden Thüren war eine meterbreite Entfernung, so groß, als die Dicke der Mauer, auf welcher das Haus ruhte. Das Zimmer hatte keine Fenster. In der Mitte

hing eine goldene Ampel, welche ein mattes Licht verbreitete. Das Zimmer war leer. Nichts als kahle Wände und eine kleine hölzerne Bank in der Ecke und eine Sanduhr.

„Was hat's mit diesem Raum für eine Bewandniß?“ fragte Rabbi Jesaja seinen Führer.

Dieser letztere war erdfahl und unruhig geworden und antwortete nicht auf diese Frage. Er zog einen langen, blitzenden Dolch mit echter Damascener-Klinge unter seinem seidnen Burnus hervor und während er mit der Besichtigung der Waffe sich zu thun machte, um dem Blick des Rabbiners auszuweichen, leuchtete er kalt und feindselig die Worte hervor:

„Mit diesem Dolch müßt Ihr sterben, bevor eine Viertelstunde vergeht.“

Rabbi Jesaja glaubte, sein Wirth habe plötzlich den Verstand verloren und warf rasch einen orientirenden Blick auf die Thüre. Aber diese war verschlossen und nur durch einen geheimen Druck zu öffnen, den Niemand außer dem Eigenthümer des Hauses kannte.

Er wußte, daß man Geisteskranken durch kaltblütiges Eingehen auf ihre Absichten am sichersten imponiren kann. Ruhig schaute er seinem so plötzlich wie umgewandelten Wirth in die wild rollenden Augen und fragte:

„Warum wollt Ihr eigentlich zum Mörder an mir werden?“

„Warum?“ leuchtete der Angeredete hervor. „Kennt Ihr mich denn wirklich nicht?“

„Gewiß kenn' ich Euch, Ihr seid Rabbi Seeb Ephraim, der Vorsteher der heiligen Gemeinde zu Jaffa!“

„Ihr kennt mich wirklich nicht?“ fing der Angeredete plötzlich im Deutsch der Frankfurter Judengasse zu reden an. „Nun, dann will ich's Euch sagen und zeigen, wer ich bin. Ich bin Wolf Proßniger, Euer früherer Hausbochur, den Ihr zu Grunde richten wolltet!“

Bei diesen Worten schlug er die lange, buschige Haarlocke von der linken Schläfe zurück, welche die Stelle des abgeschnittenen Ohres vollständig verdeckt hatte und hielt die Schläfe dicht vor Rabbi Jesajas hin.

Dieser erblaßte und taumelte entsetzt einige Schritte zurück. Er wäre zu Boden gesunken vor Schreck, wenn er sich nicht an die Wand des unterirdischen Raumes gelehnt hätte. Einige Sekunden verharrte er schweigend, indem er die Gesichtszüge des Mannes mit dem Dolche musterte. Aber auch als er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, konnte er nichts als die Psalmen-Worte stammeln:

„Gerecht ist Gott auf allen seinen Wegen, und liebevoll in all' seinem Thun!“

„Was plappert Ihr da in Eueren Bart hinein?“ fragte mit zornfunkelnden Augen und verächtlichem Tone der gänzlich umgewandelte Wirth.

„Gott ist gerecht, daß er die Schuld meines Lebens heimfucht und Gott ist liebevoll zugleich, indem er mir den sehnlichsten Wunsch meines Lebens gewährt hat, Euch noch einmal in's Auge zu schauen und Euch Abbitte thun zu können für all' das Leid, das ich Euch bereitet habe.“

„Ihr werdet mich durch dieses Gewinsel nicht weich machen. Mein Entschluß steht fest, Euch mit Zinsen heimzuzahlen, was Ihr mir gethan habt. Euer Wert ist es, daß ich

wie ein räudiger Hund aus der menschlichen Gesellschaft in die Verbannung und in das Elend gestoßen wurde. Ihr habt es böse mit mir im Sinne gehabt, Gott hat es zum Guten geführt, und mich endlich den Tag erleben lassen, den ich so lange erhofft und vorbereitet habe, den Tag, an dem Ihr meiner Rache verfallet. Ich kannte Euere Absicht, einst das Land der Väter aufzusuchen. Hierher habe ich mich deshalb direkt gewandt, als ich aus Frankfurt durch Euer Betreiben hinausgestoßen wurde. Hier in Jaffa wußte ich, werdet Ihr mir nicht entgehen. Jaffa, sagte ich mir, müßet Ihr passiren, und wie eine Spinne im Neze auf ihre Opfer lauert, so stand ich hier viele Jahre auf der Warte, bis endlich die Stunde gekommen ist, die mir meinen Feind in die Hände gegeben hat. Als ich vor sechs Jahren dieses Haus baute, habe ich dieses Zimmer für Euch bestimmt. Hier verfallet Ihr meinem Dolche. Ihr könnt hier schreien, es hört Euch Niemand durch die dicken Mauern und die schweren Doppelthüren. Ihr könnt nicht fliehen, denn Ihr seid in fünf Minuten eine Leiche, die ich heute Abend in's Meer zum Fraß der Fische werfen lasse. So wie ich's lange vorhergesehen und geplant hatte, ist Alles gekommen. Ihr reist Euere Wunsch gemäß incognito und allein, und wenn diejenigen, die Euch in Jerusalem suchen, Euch vermissen, so haben Euch Beduinen auf dem Wege angefallen und Euch Geld und Leben genommen. Versteht Ihr mich?"

Rabbi Jesaja wollte reden, aber es gelang ihm nicht, zu Worte zu kommen.

Mit gezücktem Dolch trat der Wütherich auf Rabbi Jesaja zu und wollte ihn durchbohren. Da fiel Rabbi Jesaja auf die Kniee und suchte die Mordgier seines Todfeindes durch einige Worte zu befänstigen; es war umsonst.

„Schenkt mir nur noch eine einzige Viertelstunde. Gestattet, daß ich noch vor dem Tode meine Sünden vor Gott bekenne und noch ein einziges Mal bete, dann werde ich ohne Widerrede mich Eurem Todesurtheil unterziehen. Thut es um der Liebe und Achtung willen, die — — —“

„Laßt das Geschwätz! Ich gewähre Euch noch eine Frist nicht nur von einer Viertel, sondern sogar von einer halben Stunde. Seht auf die Sanduhr, wenn sie abgelaufen ist, bin ich wieder da und dann ist Euerer Lebensuhr auch abgelaufen. Benützt aber die kostbaren Minuten nicht zu eiteln Fluchtversuchen. Ihr seid hier lebendig begraben, selbst wenn ich nicht käme und Euch diesen Dolch in die Brust stieße. Aber ich werde kommen und es wird keine Minute längere Frist gewährt.“

Mit diesen Worten näherte er sich rasch der eisernen Thüre ohne Schloß und Riegel, öffnete sie geräuschlos durch einen geheimen Mechanismus; geräuschlos schloß sich die Thüre und Rabbi Jesaja war allein.

Rabbi Jesaja brach buchstäblich zusammen unter der Wucht der Erlebnisse, die in den letzten Minuten auf ihn eingestürmt waren. Der Athem stockte, die Pulse hämmerten, das Herz zitterte bei der bloßen Vergegenwärtigung dessen, was er soeben erlebt hatte und was ihm in wenigen Minuten bevorstand. War Alles nur eine Täuschung? Ein schwerer Alp, ein drückender Traum, wie er deren so oft in den letzten Jahren gehabt hatte? Er presste die Hände an die pochenden Schläfen, als wolle er das schwindende Bewußtsein zurückhalten und verfiel in ein minutenlanges tiefes Nachsinnen, das durch nichts, als durch das leise Geräusch des aus der Sand-Uhr herab-rinnenden Sandes unterbrochen wurde.

So hatte sich Rabbi Jesaja sein Zusammentreffen mit Wolf Proßnizer nicht vorgestellt. Er konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß ihn seine Menschenkenntniß, auf die er so fest vertraute, bei der Beurtheilung Proßnizers doch getäuscht habe. Daß er ihn persönlich nicht wieder erkannt hätte, während Proßnizer ihn sofort erkannte, hatte für Rabbi Jesaja nichts auffälliges. Dasselbe war ja aus demselben Grunde bei Joseph und seinen Brüdern der Fall. Proßnizers Gesicht war noch hartlos, als er Frankfurt verließ, während Rabbi Jesaja dieses Gepräge des Mannesalters damals wie jetzt besaß. Aber daß er sich so über den eigentlichen, inneren Menschen, über Charakter und Gesinnung Proßnizers so vollständig täuschen konnte, dünkte ihm fast unmöglich. Und doch war die augenscheinliche Unmöglichkeit traurige, unleugbare Wirklichkeit! Wie hatte dieser Mensch noch die ganzen, jüngsten sieben Tage die Rolle des gastlichen, leutfeligen und liebenswürdigen Wirthes gespielt, und nun plötzlich seine wahre Gestalt gezeigt! Auch die Gemeinde mit ihren Gelehrten und Weisen hatte sich von diesem Menschen täuschen lassen, der nicht davor zurückschreckt, sein Lehrer aus niedriger Rachsucht niederzustecken! Ein Mörder, Vorsteher der Gemeinde von Jaffa! Das war Rabbi Jesaja das unerträglichste, daß sein Hinscheiden von dieser Welt einen Menschen mit der schweren Sünde des Mordes belasten sollte. Den Tod an und für sich hätte er nicht gefürchtet, er war stündlich auf ihn vorbereitet. Er hatte ja deshalb das heilige Land aufgesucht, um in seiner Erde begraben zu werden. Daß er dieses Ziel erreicht hatte, dankte er zuallererst dem himmlischen Vater aus der ganzen Tiefe seines Herzens. Freilich wollte der Mörder den Leichnam in die See werfen, um jede Spur seiner Unthat zu verwischen;

aber das nicht zu thun, war die einzige Bitte, die Rabbi Jesaja an seinen Mörder stellen wollte. Er hoffte sicher, daß er sie ihm nicht abschlagen werde. Der Transport der Leiche nach dem Meere, das noch eine beträchtliche Strecke von dem Thatort entfernt war, erforderte ja viel mehr Weitläufigkeiten, als die Bestattung am Plage der That, etwa im Hofe des Hauses.

In Wehmuth gedachte er der fernen Gattin und seiner Kinder, von welchen er sich im Geiste verabschiedete. Aber ein Blick auf die neben ihm rauschende Sanduhr erinnerte ihn, daß schon mehr als die Hälfte der ihm eingeräumten Zeit verstrichen sei. Unter heißen Thränen sprach er das Sündenbekenntniß und dann den ersten Abschnitt des Schemagebets.

Er erhob sich, nachdem er geendet, von seinen Knien und sprach zum Schluß die Bitte, mit der er allnächtlich sein Nachtgebet einleitete:

„Ribaunau schel Aulom! Meister der Welt! Ich verzeihe und vergebe Jedermann, der mich erzürnt, gekränkt, oder sonst gegen mich gefehlt hat, betreffe es meine Person, mein Vermögen, meine Ehre oder was mir sonst zusteht, es möge Jemand aus Zwang, aus freiem Willen, aus Irrthum oder im Uebermuth, mit Worten oder Thaten gegen mich gefehlt haben, ich verzeihe jedem Sohne Israels und auch sonst möge kein Mensch meinetwegen bestraft werden, auch Wolf Profniker nicht, der mich zu tödten im Begriffe steht, weil ich ihm sein Lebensglück getrübt habe. Verzeihe meine Sünden, und besonders die an Wolf Profniker durch meine Schuld verübte Verstümmelung lösche hinweg mit Deinem großen Erbarmen. Amen. So möge es Gottes Wille sein. Sela. —“

XV.

Während Rabbi Jesaja dieses Gebet mit heißer Inbrunst und unter reichlichen Thränen zum Himmel empor sandte, war die Sanduhr abgelaufen, ohne daß es der Beter merkte. Mit dem Gesicht zur Wand und dem Rücken der Eingangsthüre zugewandt, hatte er auch nicht gehört, wie sich diese öffnete und Proßnizer leise eingetreten war. Ehrerbietig blieb er einige Schritte entfernt hinter seinem Lehrer stehen und hatte so jedes Wort dieses letzten Gebetes gehört.

„Vater, Vater!“ schrie Proßnizer plötzlich, „Wagen Israels und seine Reiter! Verzeiht, verzeiht, edler, theurer Lehrer, was ich einst vor Jahren und was ich Euch jetzt gethan habe. Gestattet, daß ich zu meiner Rechtfertigung Euch mein Benehmen gegen Euch von Anfang bis auf diese Stunde erzähle und erkläre, damit es Euch leichter fällt, mich zum Guten zu beurtheilen.“

Bei diesen Worten legte Proßnizer seinen orientalischen Ueberwurf ab und stand nun in deutscher Kleidung da; seinen Kopfbund vertauschte er gegen ein schwarzes Sammtkappchen und nöthigte seinen Lehrer, auf der hölzernen Bank Platz zu nehmen.

Jetzt erst erkannte Rabbi Jesaja seinen einstigen Hausbochur wieder. Aber die neue Aufregung hatte ihn derart erschüttert, daß er unfähig war, ein Wort zu sprechen. Er ließ sich schweigend auf die Holzbank nieder, und Proßnizer begann:

„Ich habe schwer, schwer gegen Euch und Euer ganzes Haus gesündigt, und unsägliche Trübsal über die Häupter meiner edlen Wohlthäter gebracht, aber ich habe auch hart da-

für gelitten. Mein Vater, gesegnet sei sein Andenken, fragte mich eines Tages brieflich an, ob ich bei einem Frankfurter Bankhaus auf ganz kurze Zeit zweitausend Gulden für ihn leihen könne, er werde sie vielleicht schon in vierzehn Tagen, jedenfalls aber in einem Monat gegen hohe Zinsen zurückzahlen. Es handle sich um eine augenblickliche Krise, der er aber vollständig durch den Besitz von zweitausend Gulden an baarem Gelde vorbeugen könnte. O, hätte ich Euch, edler Wohlthäter von zahllosen Armen und Hilfsuchenden, doch von der ganzen Sache Mittheilung gemacht, Ihr hättet mir sicher mit Rath und That beigestanden, statt dessen that ich im jugendlichen Leichtsinne, was ich gethan habe. Ich nahm Euere theueren Silber- und Goldschätze, ließ mir darauf die nöthige Summe und konnte sie bald zurückbringen und die verpfändeten Werthsachen wieder an ihren Platz stellen. Es war zu spät. Wie oft wollte ich Euch Alles eingestehen und fußfällig um Euere Verzeihung bitten. Einmal war ich sogar deshalb schon bei Euch in Euere Lernstube eingetreten, aber eine falsche Scham hielt mich zurück und es folgte, was nun folgte.“

Rabbi Jesaja seufzte tief auf, Profznitzer, der diesen Seufzer verstand, fuhr fort: „Ihr habt Euch über Alles, was geschehen ist, keinerlei Vorwurf zu machen. Ihr habt mich niemals angeklagt, Ihr hättet, wenn Ihr gewußt hättet, wer Euch Euere Werthsachen gestohlen, tausendmal lieber den Verlust ertragen, als mich der Polizei übergeben. Ihr habt ja nicht einmal den Dieb verklagt, Ihr habt Euch nur an die städtischen Gerichte gewandt, daß sie Euch behilflich sei, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Das Alles weiß ich. Ich weiß, wie Ihr Euch gehärmt habt, wie Euch diese unglückliche That von Frankfurt fortgetrieben hat, wie Ihr auch in Prag

keine Ruhe fandet, und sie erst hier im heiligen Lande wiederzugewinnen denkt.“

Ein heftiges Schluchzen nöthigte Profniker innezuhalten. Rabbi Jesaja benützte die Pause, um Profniker zu fragen, woher er denn, trotz seiner Abwesenheit von Frankfurt, so genau über dies Alles unterrichtet sei.

„Ich kann Euch diese Frage nicht beantworten, wenigstens nicht vollständig. Nur soweit darf ich Euch sagen, daß mich die That von dem Augenblick an, wo ich sie begangen hatte, unsagbar gedrückt und unglücklich gemacht hat. Ich konnte das Geheimniß nicht allein tragen; das Herz wäre mir gebrochen. Deshalb habe ich sie einem Freunde anvertraut, nachdem wir uns vorher durch Handschlag und Eherem (Bann) unverbrüchliches Stillschweigen gelobt hatten. Auch heute darf ich den Namen nicht nennen; es ist ja der Name eines Hehlers, der für so verwerflich als der Stehler gilt. Dieser Freund hat mich fortwährend über Alles unterrichtet, er schreibt mir noch heute regelmäßig, er war auch der erste, der mich von Guerer Reise unterrichtete. Aber, daß Ihr längst den Wunsch gehegt habt, hier Euere Tage zu beschließen, das war mir aus Guere eigenen Munde bekannt und deshalb war mein Sinn und Trachten darauf gerichtet, nach Grez Israhel zu kommen. Hier hoffte ich Euch sicher früher oder später zu finden. Was ich an Verachtung, Entbehrung und Kümmernissen jeder Art zu ertragen hatte, vom Tage meiner Ausweisung an bis ich hier landete, das will ich Euch ein anderes Mal erzählen. Ich trug die entehrende Verstümmelung der Diebe im Gesichte und wurde überall als solcher behandelt, bis ich auf meinen Streif- und Quersügen einen Mann fand, der sich als Zauberer, Kurpfuscher und Wunderdoktor ausgab. Dieser gab mir ein

Mittel, welches das Wachsthum der Haare fördert und das ich mit Erfolg anwandte. Nach wenigen Wochen hatte ein dichter Haarmuchs die verstümmelte Stelle so vollständig verhüllt, daß seitdem Niemand das Schandmal gesehen hat. Meine eigene Frau weiß nichts davon."

"Aber um Himmelswillen, Prof'niger," unterbrach ihn Rabbi Jesaja, "wenn Ihr ein Baal Teschuba seid, warum wolltet Ihr plötzlich das ganze Werk Eueres Lebens zerstören und einen Mord an mir, Euerem Lehrer begehen?"

"Glaubet Ihr wirklich, daß ich Euch hier ermorden würde?"

"Allerdings glaubte ich es; was hätte ich auch anders nach Euerem ganzen Auftreten annehmen sollen? Wie Ihr mich seht, bin ich ein Mann, der mit der Welt vollständig abgeschlossen hat, ich hatte ja schon das Sündenbekenntniß gesprochen und hatte bereits meine Seele Gott überantwortet, jeden Augenblick des Todes durch Eueren Dolch gewärtig; und Ihr fragt noch, ob ich wirklich an Eueren Ernst glaubte?"

"Verzeiht, edler Lehrer und Meister, Ihr könnt nicht wissen, wie Ihr mich durch diese Worte hochbeglückt; aber ich werde mich sofort erklären. — Unter allen Bekümmernissen meines unstäten Lebens war keines drückender, als das Bewußtsein von dem Gram, den ich Euch bereitet habe. Ich wußte, daß Euer hochsinniger Edelmuth gar nicht an das schwere Unrecht denkt, das ich Euch zugefügt habe, Euch beschäftigt nur der Gedanke an das, was Ihr so mittelbar zur Gestaltung meines unglücklichen Geschickes beigetragen habt. Und wenn ich Euch zehnmal jeder Schuld an dem, was ich doch ausschließlich selbst verschuldet, freisprechen würde, Ihr würdet Euch schuldig und der Sühne bedürftig glauben. Wenn ich

Euch in aller Form erkläre, daß ich Euch Alles verzeihe und vergeße, falls ich Euch überhaupt etwas zu vergeben hätte, Ihr würdet Euch doch nur von der Schuld mir gegenüber frei dünken, aber was Ihr Gott gegenüber verschuldet zu haben glaubt, das läge immer noch wie ein drückender Alp ungesühnt auf Euerem edlen Herzen. Es lag mir aber daran, ein Mittel zu finden, durch welches selbst die peinlichste Gewissenhaftigkeit Euch rein und frei sprechen muß vor Gott und den Menschen. — Dieser Gedanke beschäftigte mich ohne Unterlaß, auch als sich mein äußeres Geschick erträglich und dann sogar glänzend gestaltete hatte.“

Die Erinnerung an das, was er erlebt und erlitten hatte in den langen Jahren, überwältigte Proßniger derart, daß er einen Augenblick innehalten und sich sammeln mußte, um nicht den Faden zu verlieren. Dann fuhr er fort:

„Zwei Jahre mußte ich hart arbeiten, bis ich mir Pfennigweise die zur Ueberfahrt erforderliche Summe sammelte. Als ich aber den Boden des heiligen Landes betreten hatte, hat sich mein äußeres Geschick sofort zum Guten gewendet. Ich ging direkt vom Hafen in's Bes Hamidrasch. Dort wurde merkwürdigerweise gerade derselbe Traktat im Talmud gelernt, den wir bei Euch in den letzten Jahren meines Frankfurter Aufenthaltes durchgenommen hatten. Und wunderbarer Weise warf der vortragende Rabbi eine scharffinnige Frage auf, die Ihr gefragt und in so glänzender Weise beantwortet hattet. Niemand wußte eine Antwort auf die aufgeworfene Frage. Ich erhob mich und fragte, ob es einem speben angekommenen Fremden erlaubt sei, ein Wort zu sprechen. Als mir die Erlaubniß erteilt wurde, legte ich Euere geistvolle Darstellung des Gegenstandes dar, die mir so geläufig war, als ob ich sie

erst jetzt aus Euerem Munde gehört hätte. Dieser Umstand entschied über meine Zukunft. Die Gemeinde kam mir mit großer Liebe und Hochachtung entgegen und der reichste Mann in Jaffa, Rabbi Moses Sassun, erwählte mich zu seinem Schwiegersohne. Ich trat in das Geschäft meines Schwiegervaters ein, das nach seinem Tode ganz in meine Hand überging. Der Himmel hat meine Ehe mit vier Söhnen und zwei Töchtern gesegnet. Es fehlte nichts zu meinem Glück als die innere Seelenruhe, die mir der fortwährende Gedanke an Euch verscheuchte. — Es war vor drei Jahren am Sabbat Parschat Bambar. Ich studierte am Sabbat-Nachmittag das heilige Scharbuch zu dieser Sidra und traf dabei auf einen merkwürdigen Ausspruch, den ich in früheren Jahren von Euch erwähnen hörte. Derselbe lautet:

„Es ist ein Geheimniß Gottes, daß es Sünden giebt, die nicht gesühnt werden, bis der Mensch von der Welt scheidet, denn so ist es gesagt: Diese Sünde wird Euch nicht gesühnt, bis daß Ihr sterben werdet. Weicht sich aber Jemand selber dem sicheren Tode und übergiebt sein Leben dem Jenseits, so ist es, als sei er von dieser Welt geschieden; über einen solchen erbarmt sich der Heilige, gesegnet sei Er, mit Recht, um ihm seine Schuld zu sühnen.“

„Ich erinnere mich ganz sicher, aus Euerem Munde diesen Scharspruch gehört zu haben, und wie Ihr das Glück desjenigen prieset, der einmal in die Lage käme, sein Leben Gott hinzugeben, ihm werde dafür jede Schuld ganz verziehen, vorausgesetzt, daß derselbe sonst als Gerechter lebt.*) Seitdem habe ich darüber nachgedacht, wie es, falls mir Gott die Gnade

*) In dem nach dem Tode R. Jesajas veröffentlichten Hauptwerke unseres Helden, „im Schelach“, findet sich S. 61 (Amsterdamer Ausgabe) diese Scharstelle und obige Erklärung.

gewährt Euch je wiederzusehen, möglich wäre, eine Situation zu schaffen, die Euch sicher glauben läßt, es handele sich darum, das Leben zu verlieren und so Euer Seele Gott hinzugeben. Deshalb bedrohte ich Euch mit dem Tode, um Euch so der Verzeihung und der Sühne Gottes selbst Euerer Ueberzeugung nach sicher zu wissen. Werdet Ihr mir diese meine Handlungsweise gegen Euch verzeihen?“

Rabbi Jesaja traten die Thränen in die Augen. Er erhob sich, warf sich Proßniger an die Brust und küßte ihn auf die Stirne.

„Du hast weise und edel gehandelt, mein Sohn, und mir endlich die Ruhe und Sühne verschafft, die ich so lange vergeblich gesucht habe. Mögest Du in dieser Zeitlichkeit und für die Ewigkeit die Befriedigung finden, die Deine Weisheit und Güte mir bereitet hat.“ — — — — —

Wir brauchen nicht noch hinzuzufügen, daß Rabbi Jesaja bis nach Verlauf der Sukkot = Tage bei seinem Schüler verblieb und dann die heilige Stadt aufsuchte. Dort vollendete er sein großes Werk „Die beiden Bundestafeln“ und erreichte ein Alter von nur sechszig Jahren. Seine Nachkommen führen ihren Stammbaum bis zu diesem ihrem berühmtesten Ahnen zurück. Ihnen hat er sein großes, monumentales Werk gewidmet. Aber dasselbe ist heiliges Gemeingut der ganzen Diaspora geworden. Sie nennt ihn nach der Abreviatur dieses seines Wertes mit dessen Namen „Scheloh“ und hat ihm in sinniger Würdigung seines gottgetragenen Lebenswandels den Beinamen „Der Heilige“ „Scheloh Hakodausch“ stillschweigend zuerkannt.



